

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 41 (1920)

Artikel: Erinnerungen aus den ersten 22 Jahren meines Lebens : aus hinterlassenen Aufzeichnungen von Prof. Dr. J. R. Rahn, geb. 1841, gest. 1912 [Schluss]
Autor: Rahn, J.R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985652>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Erinnerungen aus den ersten 22 Jahren meines Lebens.

(Aus hinterlassenen Aufzeichnungen von Prof. Dr. J. R. Rahn,
geb. 1841, gest. 1912).

(Schluß)

Lübke ist ein fließender Redner gewesen, der seine Vorträge mit rasch und geschickt entworfenen Zeichnungen illustrierte. Geistreich und glänzend, wie ich Springers kennen lernte, waren seine Collegien nicht, aber gut geordnet und gleichmäßig fesselnd durch die ruhige Übersichtlichkeit und die anschauliche Methode, mit der er die Dinge und ihren Entwicklungsgang zu schildern verstand.

Das Polytechnikum war damals noch nicht gebaut. Es herrschte ein Vorbereitungsstadium, in dem sich die Auditorien auf entlegenen Punkten verteilten. Im „Kornamt“ neben der Ottenbacher Kirche wurden die einen, ein anderer Teil der Vorlesungen in der alten Universität gehalten, wo Theodor Vischer las; und wieder eine Gruppe von Docenten, die der Bauerschule, hatte sich in dem „Stiftsgebäude“, dem jetzigen Hause Nr. 17/19 an der oberen Kirchgasse, sesshaft gemacht.

Dort hat neben Lübke auch Gottfried Semper vorgetragen, der ein Original von Gottes Gnaden war. Sein Pensum ist die „Geschichte der Baukunst“ gewesen, die er aber, trotz des alljährlich wiederholten Programms, nie zu Ende brachte. Eine Freude war es darum doch, seine Ausführungen zu hören, die lauter Neues und Selbstgebautes brachten. Für die Bauerschüler war manches zu hoch; er hätte gerade ein Auditorium wie Vischer

verdient. Vielleicht war seine Vortragsweise die Schuld, daß dieser Zulauf unterblieb. Man mußte sich in der That an den Alten gewöhnen, um ungestörten Genuß zu haben. Er fing verdrossen an, stocfte und polterte, wie schwere Fracht über ein schlechtes Straßenpflaster gefahren wird; es kam auch vor, daß er den Schluß eines Sazes überhaupt uns schuldig blieb. „Zum T..... ich bringe den verfluchten Saz nicht fertig, machen Sie ihn aus,“ brummte er dann mit löwenmäßigem Grimm in sich hinein, oder er griff zur Kreide und zeichnete, bis der Faden wieder gefunden war. Dem zuzuschauen, war Genuß. Er entwarf eine Victoria, die wie ein Zaubergebilde von unten erwuchs, oder er ließ uns das Innere eines pompejanischen Hauses sehen, nur hingehaucht und blißschnell entstanden, aber so, daß nichts zum vollendeten Bilde fehlte. Nie wieder habe ich ein Zeichnen mit so magischer Hand gesehen; man hätte jede seiner Skizzen fixieren und die Tafel behalten mögen, es waren Kunstwerke, die er darauf entwarf. — Stets schwer beladen mit Büchern und Rollen trat Semper ein, er hatte sie eiligst zusammengerafft und ging auch sonst nicht schonend mit seinem Werkzeug um. Zündhölzer als Buchzeichen fanden sich öfters vor; auch Fußscheeren sollen gelegentlich zu diesem Zwecke gebraucht worden sein. Das machte seine Art, die, ungestüm und trozig, souverän und groß, sich nur mit wenigen vertrug. Es steckte etwas von der des Buonarroti in seiner Natur, an den auch seine Züge gemahnten. Wen er nicht mochte, der blieb ihm in allem zuwider. Mit heißendem Spotte, kurz, aber immer treffend, fiel er über Gleichnerisches oder Komödiantenhaftes her, während er redlichem Willen, auch wenn ihm kein ebenbürtiges Talent zur Seite stand, die Anerkennung nicht versagte. Das hat ihm denn auch die Verehrung durch seine Schüler gelohnt, die alle, besonders in den höheren Kursen, keinen höheren Meister als Semper kannten. Eine Episode, die ich teils selbst erlebte, teils in ihrem Schluß erzählen hörte, charakterisiert den ganzen Mann. Es war zu Ende 1869, als die Architekten einen ihrer damals

berühmten Commerce gaben. Der beste Flug von Schülern gehörte dazu, deren zweie, als Wanderprofessoren verkleidet, mit vielem Aufwande von mimischer Kunst und Vorweisungen von kollossaler Größe eine Parodie von Sempers „Stil“ zum besten gaben. In der vordersten Reihe saß er selber, und ich sah, wie ihm vor Lachen die Thränen über die Wangen rollten. In übelster Laune traf er am folgenden Tage mit Kinkel zusammen. „Nun denn, wie gehts Ihnen, Herr College?“ „Schlecht,“ polterte Semper heraus. „Wie doch, möglich? ich sah doch, wie Sie sich gestern so gut unterhielten,“ worauf Semper erwiderte: „aber darum bin ich jetzt teufelswild.“ Nie, wenn es ihm auch noch so warm ums Herz gewesen, hätte er sich dazu betannt oder auch nur den Schein des Aufgehens in anderer Gefühle an sich dulden mögen; Opposition ist ihm Bedürfnis, die andere Natur gewesen.

Im Winter 1862 auf 1863 hatte sich Georg Lasius habilitiert. Seine Vorträge über „Construktionen des kirchlichen Monumentalbaues im Mittelalter“ waren recht, was ich brauchen konnte; sie haben mir schätzbare Winke auf dem Wege des selbständigen Studiums geboten.

Bei Johann Conrad Werdmüller, dem Professor der Zeichenkunst, hatte ich schon als Industrieschüler gelernt, aber damals nur widerwillig, weil die Jugend weder die unnachsichtige Strenge seiner Kritik, noch die Gereiztheit aus einem fränkischen Körper verstand. Am Polytechnikum fand ich ihn wieder, diesmal als einen Lehrer, der uns mit seiner Pedanterie wohl fast zur Verzweiflung brachte, aber die Hingebung an seine Methode mit reichen Zinsen belohnte. Werdmüller, der seine Schule in München gemacht und später in Paris gearbeitet hatte, war ein Stecher strengen Schlages. Auf Reinheit des Contoures kam es vor allem an; kein „Nest“ und nicht den leisesten Verstoß gegen die Correktheit der Zeichnung sah er uns nach. In einem Semester hatte ich den Umriß nach einer verkleinerten Copie des Apollo Sauroktonos und die Schattierung des Kopfes zu Stande

gebracht, nicht mehr, weil immer wieder des Meisters Gummi dazwischen gefahren war. Ich war oft daran, von der Arbeit weg zu laufen, hielt aber Stand, und als dann die Ferien kamen, welche die Muße zur freien Wahl der Modelle brachten, da zeigte sich's auch, was inzwischen gelernt worden war. Die Wiedergabe von Verkürzungen, die vordem niemals bemeistert worden wäre, kam unversehens zu Stande, und vornehmlich war es auch Werdmüller zu danken, daß von da an ein leichtes und sicheres Zeichnen nach mittelalterlichen Bildern gerieth. Der Ernst, mit welchem Werdmüller sein Lehramt erfaßte, schloß übrigens nicht aus, daß er ein guter Gesellschafter war, auf Spaziergängen zumal, wo er gerne von seinem bewegten Leben erzählte, mit trockenem Humor und Ausblicken, die Manches zu lernen gaben.

Hinten im Hofe des „Stiftsgebäudes“ hatte Professor Ludwig Keiser sein Wesen. Er gab Modellirstunden, war aus Zug gebürtig und aus München berufen worden, wo er bei Schwanthaler gearbeitet hatte. Von dort erzählte er gerne, wie er an der Bavaria geholfen, und von den Begegnungen, die er mit Ludwig I. hatte. Oft fand sich der König bei Schwanthaler ein, wobei er Mann für Mann nach seiner Heimath frug. „Nicht weit her,“ bemerkte er einem, der aus Sendling stammte, und dann aber zu Keiser gewandt: „aus Zug, aus Zug, schön dort, auch dort gewesen,“ eine Rede, die der König gelegentlich auch draußen wiederholte, wenn er Keiser auf der Straße sah. In München war Keiser ein Alterthümer geworden; was ihm dort und später daheim in die Hände gerieth, kramte er zusammen, um damit sein Zimmerchen zu schmücken, das im Hinterhause des „Stiftsgebäudes“ lag. In diesem tief gelegenen Raume sah es bunt und malerisch aus. Keiser hatte gesammelt, als dieser Sport noch ein leichter und billiger war, besonders in Zug, wo gothische Statuetten und andere Überreste beseitigter Schnitzaltäre fast herrenloses Gut gewesen waren. Etliches davon habe ich ihm später abgekauft, leider in einem Zustande, der so recht

dem Geschmacke jener Zeit entsprach, das heißt alles braun. Keiser hatte diese Statuetten im Brunnen gebadet, um hierauf jede Spur von Gold und Farben abzubürsten. Das war Heidehoff'scher Geschmack, der leider so viel Unheil an den altdeutschen Werken angerichtet hat. Auch eine andere Erwerbung rührt von Keiser her, ein Glasgemälde mit Abt Markus Wilers Wappen, das gleiche, welches Müller in seinen „Merkwürdigen Ueberbleibseln von Alter-Thümmern“ abgebildet hat und von dem ich nicht weiß, wie es in Keisers Besitz gekommen ist ¹⁾. In seinen Stunden wurde viel geplaudert und nicht wenig gelernt. Modelliren schärft das Auge, hilft zum Formenverständnis und der Fähigkeit zur graphischen Widergabe des Körperlichen in seinen mannigfaltigen Erscheinungen viel besser und nachdrücklicher als das bloße Zeichnen.

Nach der guten alten Zeit sah es damals auch in der Hochschule aus. Ihr Sitz war das „Hinteramt“, das ehemalige Augustinerkloster am Fröschengraben, das jetzt, theilweise umgebaut, der artistischen Anstalt Hofer & Co. gehört. Rückwärts anstoßend, mit der Kirche parallel, nahm die Stelle des ehemaligen „Refenthals“ (Refectoriums) die Antikensammlung ein, die schon damals ein hübsches Material, darunter die Abgüsse der Aegineten enthielt. Öfters, am Sonntag Vormittag, hat uns Lübke diese Schätze erklärt. Die Auditorien waren klein und nieder, Bänke und Tische für Märtyrer gemacht. Doch hausten wir gerne darin, weil alles so heimelig war und die Jugend auch leicht sich über das Dürftige und Unbequeme hinwegzusetzen vermag.

Georg v. Wnß hatte ich schon im Winter 1859 auf 1860 gehört; er trug damals über Litteratur zur Schweizergeschichte vor. Auch später bin ich sein regelmäßiger Zuhörer geblieben. Seine und Max Büdingers Collegien arbeitete ich mit Freunden bis zur Buchform aus. Sie beide hatten manches gemein: den

¹⁾ Eine bessere Abbildung in den Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. XXIV, Heft 4, S. 29.

strengen Ernst, der uns mit der Gewißheit erfüllte, daß alles auf sicherstem Grunde sich baue, Verzicht auf Rhetorik bei klarer Übersichtlichkeit der Methode, die Schritt für Schritt den Nachweis der Quelle gab, und eine väterliche Freundlichkeit, mit der sie den Interessen und Bestrebungen der Schüler auch im privaten Verkehr entgegenkamen.

Ganz anders, im monumentalsten Stile trat Hermann Köchly auf, eine imponierende Gestalt, deren rosiges Antlitz mit weißem Bart und Haaren an die verkappten Greise auf Giotto's Bildern gemahnte. Stets wohl gepflegt und zur Sommerszeit mit Frack und hellen Hosen bekleidet, stürmte er, meistens zu spät, in den Hörsaal ein, sammelte sich dann und legte los, daß, wer ihn zum erstenmal hörte, dem Vortrage eines Rhapsoden zu horchen vermeinte. Dieser Pathos stand ihm gut; es stimmte mit des Mannes Erscheinung überein und fesselte, wenn es dem Wesen der Sache entsprach. Durch stete Wiederholung hat es aber doch ermüdet, und auch seinen Vergleichen mit modernen Zuständen und der heftigen Polemik, mit der er sich über gegnerische Meinungen verbreitete, zog ich Büdingers trockene Weise, oder die naturwüchsige Begeisterung und feine Ironie Heinrich Schweizer-Sidler's vor. Dankbar bin ich aber auch Köchly geblieben. Er hatte, ohne daß ich es wußte, meine Studien mit einem Interesse verfolgt, von dem ich mich erst in privatem Verkehre überzeugte, und mir ein Wohlwollen bewahrt, das seinen höchsten Ausdruck in der Sorge um den Erfolg meines Maturitätsexamens fand.

Meine zweite Heimath sind zu Ende der Fünfziger und Anfangs der Sechziger Jahre das Bureau der Antiquarischen Gesellschaft und diese selber gewesen.¹⁾ Dort auf dem Helmhause hatte Ferdinand Keller seine Werkstätte aufgeschlagen und in ihr

¹⁾ Dieser folgende Abschnitt bis Seite 24 wurde unter dem Titel: „Bilder aus dem Leben der Antiquarischen Gesellschaft vor 40 Jahren“ am 17. Februar 1900 in der Sitzung genannter Gesellschaft vorgelesen.

den Mittelpunkt begründet, der alle, die sich mit antiquarischen Dingen befaßten, in seine Kreise zog. Bis zu dem Anfangs der Sechziger Jahre stattgehabten Umbau, welcher der Sammlung einen größeren Spielraum und dem Sitz ihres Gründers einen bequemeren und wohnlicheren Charakter gab, war beides dürftig gestellt. Im nordwestlichen Ecksaal über der Brücke und einem östlich folgenden Abschnitte drängte sich die Sammlung zusammen und nur ein Zimmer, wo auch der Zeichner hauste, stand nebst dem dunklen Vorsaal, der die Bibliothek, die Urkunden- und Siegelsammlung enthielt, der Verwaltung zu Gebote, alles im zweiten Stocke gelegen, der, bis zu der 1898 erfolgten Übergabe ihrer Sammlungen an das Landesmuseum, der Antiquarischen Gesellschaft verblieben ist.

Und doch ruft die Erinnerung an jene patriarchalischen Zustände noch immer so etwas wie Heimweh wach. Kaum eine schönere Warte hätte sich in Zürich denken lassen, als das Stübchen, wo Ferdinand Keller von seinem Arbeitstische den Alpenfranz, den See und das muntere Treiben auf dem Sonnenquai erblickte. Schon zeitig des Vormittags fand er sich ein. Ich sehe ihn noch an seinem Schreibpulte stehen, wo alle Sachen ihre strenge Ordnung hatten, nach einer Wahl und Fassung, die auf der Stelle den originellen und praktischen Sinn ihres Benutzers verriethen. Denselben Conservatismus zeigte dessen Erscheinung an. Von einer Mode, die vor Jahrzehnten gegolten hatte, rührten der abgetragene Rock und die hochgeschlungene Cravatte her. Im Sommer war Keller auch hemdsärmelig zu treffen. Auf einem schulterlosen mittelgroßen Körper saß ein großer Kopf, dessen Porträt die im Landesmuseum befindliche Büste mit aller Schärfe wiedergibt. Aber es fehlt ihr die Farbe und mithin das, was Keller's Erscheinung ihr augenfälligstes Merkmal verlieh, das Weiß der Haare, die in dichtestem Büumen und Sträuben den Kopf bedeckten. Bis zum Lebensabend hat dieser Wuchs gehalten, der seinem Träger so gut wie den Freunden ihre spaßigen Bemerkungen entlockte und einem derselben das

Löschen eines Fidibus in den unergründlichen Massen erlaubte. Und gerade so urwüchsig trogten die Brauen empor, die mit buschigem Dache zwei graue stechende Augen überschatteten. Auf diese pfliegte zu achten, wer den Alten in guter Laune treffen wollte, und noch auf ein Zeichen, das den Barometerstand unfehlbar verkündigte. Kellers Unterlippe hing, auch wenn sich der Mund zum Lächeln verzog. Es kam aber, daß sie nicht bloß hing, sondern seitwärts lihte, und dann war es rathsam, eine weise Distanz zu halten. Alles an diesem Kopfe war groß und stark geschnitten: die hohe Stirn, die Nase, die sich etwas klumpig aus den Furchen der fleischigen Bäcklein hob und das Kinn, dessen scharfe Bildung den Zug verstärkte, der halb trohig, halb malitiös um die Mundwinkel spielte.

Eine seltsame Mischung von Bonhommie und Schärfe war Keller eigen. Kinder und Fremde sind seine liebsten Besuche gewesen. Von jenen war täglich eines in der Studierstube zu finden und alles ließ er diesem Gaste zu. Einmal, es war zu Anfang der Sechziger Jahre, hatte er auch wieder das Anäblein seines Hausherrn gehütet und zwischen dem Spiele einen Aufsatz vollendet, der dem Drucker überbracht werden sollte. Als Keller nach kurzer Pause wieder sein Zimmer betrat, war auf dem Tische nichts mehr zu finden, wohl aber ein Wandschmuck, der ihn mit Schrecken erfüllte. Der Wildfang hatte sich einer Scheere bemächtigt und damit die Blätter in Streifen zerschnitten, die einer neben dem andern mit Oblaten geheftet über dem Sopha hingen. Von einem Ausbruche habe ich nichts vernommen; die Blätter sind in Ruhe geflickt und Tags darauf die Späße mit dem Kleinen wieder aufgenommen worden.

Auch schlaflose Nächte hat Keller zu dergleichen Spielen benutzt. Ich sah einen Thron, den er mit allen Borrichtungen versehen für das Büblein aus Pappdeckel gebaut hatte. Auch das Schußtern hat er in Nachtwachen betrieben, wie ihm denn jegliche Art der Handfertigkeit zu Gebote stund. Daheim und im Helmhause waren ihre Erzeugnisse zu finden. Mit unsäglicher

Geduld und mit Praktiken, die sonst nur der Handwerker kennt, sind Scherben ergänzt und zu vollem Gebilde verbunden worden, Abgüsse jeglicher Art entstanden, wozu von Fall zu Fall die kniffigsten Vorkehrungen ermittelt wurden. Wer des Rath's in praktischen Dingen überhaupt bedurfte, war sicher, auf dem Helmhaus das Rechte zu finden. Keller ist außerdem ein gewandter Zeichner gewesen, dessen scharfes Auge die feinsten Besonderheiten entdeckte. Es war darum kein Leichtes, ihn auf diesem Gebiete zufrieden zu stellen, und manchen Seufzer hat mich seine Kritik gekostet, wenn etwas ganz nach Wunsch gerathen mußte. Von ihm habe ich auch das lithographische Zeichnen gelernt, als ich meine erste Abhandlung im „Anzeiger für Schweizerische Geschichte und Alterthumskunde“ über die St. Galluskapelle bei Schänis veröffentlichte.

Er war, wie gesagt, nicht gleich gelaunt und konnte, wie liberal er sich Fremden erwies, den Seinen gegenüber hart und bitter sein. Sie trugen ihm das nicht nach, weil solche Stimmungen aus körperlichen Leiden kamen und der Sarkasmus, der sich in scharfen Pointen äußerte, dem Zürcher im Grunde genommen, nichts Fremdes ist.

Diese Würze theilte sich auch den Erzählungen mit, die Keller als Meisterstücke der Plastik zum Besten gab, zumeist als kurze Anekdoten, wenn die Rede auf seine Reisen und Sommeraufenthalte kam. Als kostbare Beute wies er einen Band voller Pergamente vor, die, manche mit Miniaturen und Initialen geschmückt, das Schriftwesen von der Carolinger Zeit bis ins späte Mittelalter belegen. Sie rührten zumeist aus Sitten her, wo Keller zu Ende der Vierziger Jahre sich aufgehalten und auch die berühmte Tapete gefunden hatte. Dort sprach er öfters bei einem Buchbinder vor, der unter dem Arbeitstisch jene Pergamente hatte. Ein Handel war bald geschlossen und dann auch erklärt, wie dieser für Bücherrücken und andere nützliche Zwecke bestimmte Vorrath in die Werkstatt gekommen sei. Buben, führte der Biedere aus, die auf Valeria die Geißen hüteten,

haben ihn damit versorgt, nachdem sie, wer weiß auf welchen Wegen, das Dach des Archives erklimmen und von da mit eigens zugerichteten Stangen die unten liegenden Pergamente aufgespießt hätten. Daß Keller den so gehüteten Schatz auch sehen wollte, war selbstverständlich, aber leichter geplant, als ausgeführt, denn weder Domcustos noch Bischof wollten den Schlüssel haben und eine Instanz wies wechselseitig auf die andere hin. Doch Keller war nicht der Mann, der sich vergebens solchen Vorstellungen unterzogen hätte; er ruhte nicht, bis der Schlosser kam und einen Raum eröffnete, der mit seinem Inhalte von Siegeln, Pergamenten, Büchern, Glasgemälden und Waffen, die unter Staub und Spinnweben durch einander lagen, gar wohl mit Don Quixote's Heiligthum verglichen werden mochte. Von dem nämlichen Buchbinder hat dann Keller noch Folgendes erzählt. Seine bessere Hälfte war der Ausbund des üppigsten Cretinismus gewesen. Das hat dann den Gatten, nachdem sie gestorben war, auf eine Speculation gebracht. Dem Sarge gab er etwas anderes mit, die Selige hing er im Schornstein auf, um sie eingedörft einem raritätengierigen Engländer abzulassen. Die Sache ist aber ruchbar geworden und der zärtliche Gatte hat seinen Raub mit dem Zuchthause bezahlen müssen.

Auch von dem aufgehobenen Muri hat Keller öfters erzählt und versichert, daß eine Kammer voller Schätze, welche die Conventualen gerettet hätten, unter seiner Obhut gestanden habe. Aus Rheinau hatte er schon vor der Aufhebung das Elfenbeinrelief durch zweite Hand erworben, das zu den kostbarsten Kleinoden aus der Carolingerzeit gehört ¹⁾, und als dann die Tage des Stiftes ihrem Ende nahten, von Staates wegen als Experte functioniert. Ohne ihn wäre das Verbrüderungsbuch der

¹⁾ Vgl. meine Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz, S. 274 u. ff., wo dieses zierliche Werk fälschlich für eine Arbeit des XI. Jahrhunderts ausgegeben wird, und die Abbildung in „Zürich und das Schweiz. Landesmuseum“, Tafel 31.

Reichenau wohl unwiderbringlich verloren gegangen. Die Inventarisirung schien erledigt zu sein, als Keller das Fehlen dieses Documentes wahrte. Das setzte einen harten Kampf zwischen Pflicht und der Freundschaft ab, die ihn mit dem Bibliothekar verband. Auf ernstes Zureden, aber zornesbleich, ließ dieser sich endlich herzu, den Schatz herauszugeben, den er für eine andere Bestimmung gerettet zu haben glaubte.

Im Laufe des späten Vormittages fanden sich in Kellers Bureau die Gewohnten ein. Die nicht dazu gehörten, ließ er nur mit Auswahl zu, und er hatte sich gegen Unliebsame auch praktisch vorgeesehen. Ein Guckloch diente dazu, das sich gegen das Bibliothekzimmer öffnete. Zeigte die Durchsicht einen unbequemen Besucher an, so konnte das Abwärtszimmer den Rückzug decken, der sich oft mit ergötzlicher Equilibristik vollzog.

Die Zuflucht hat in diesem Falle die Stadtbibliothek geboten, deren Vertreter, der Oberbibliothekar Dr. Jakob Horner und sein Mitarbeiter Salomon Bögelin Vater gelegentlich auch oben erschienen. An Gelehrsamkeit wog Bögelin Ferdinand Keller auf; bei den Alten wie in mittelalterlichen Dingen war er zu Hause und was er bot, war aus dem Gründlichsten geschöpft. Minder lebhaften Geistes, klein und kurz und trocken trat Horner auf. Aber auch ihm war eine Dosis Satire eingebunden, die mit derjenigen Kellers und Bögelins oft in lustige Plänkeleien gerieth.

Regelmäßig waren in dem Antiquarenstüblein die Mitglieder des Gesellschaftsvorstandes zu finden: der Conservator der Münzsammlung, Herr Dr. Johann Heinrich Meyer-Ochsner, ein gravitätischer Herr, der allen, die zum jungen Fluge gehörten, ein väterliches Wohlwollen bezeugte. „Angenehmes — Angenehmes“ pflegte er zu sagen, wenn ihn etwas erfreute, und dabei dem Angeredeten auf die Schulter zu klopfen. Auf Spaziergängen, die ich mit ihm und Ferdinand Keller machen durfte, ging er besonders aus sich heraus und gab dann manche schnurrige Geschichte zum Besten. Wieder diesem Kreise gehörte der

liebenswürdige und immer aufgeräumte Quästor, der jetzt noch lebende Herr Hans Conrad Escher-Msteri und sein Schwager, der unermüdlche Erforscher kirchlicher Alterthümer, Herr Rechen-schreiber Arnold Nüscher an ¹⁾. Als Conservator war seit 1856 Heinrich Runge, ein Berliner in Permanenz, eine Figur, die als Typus der sturm- und drangvollen Vierziger gelten konnte, immer, wenn auch nicht eben pedantisch, in Schwarz gekleidet, mit langem schwarzem Bart und dunklen Augen, beweglich, von Wissen sprudelnd und dabei von herzgewinnender Güte. Mir hat er sich in besonders dankbarer Erinnerung angeschrieben als Entdecker der reichen Matrizen-sammlung von Siegelabgüssen, die ich lieferungsweise nach Hause nehmen durfte, um selige Abende über dem Ausbau meiner eigenen Sammlung zu verleben. In Berlin hatte Runge die Würde eines Stadtrathes bekleidet. Das ging ihm auch in Zürich nach. Als Anfangs der Sechziger Jahre der Vertrag über die Sammlungen und die Gesellschaftsräumlichkeiten erneuert wurde, waren auf dem Documente die Stellen für die legalisierenden Unterschriften vermerkt; auf der „für den Stadtrath“ trug Runge die seine ein.

1865 ist Herr Johann Caspar Escher-Züblin in Runge's Fußstapfen getreten, ein langer, hagerer Herr mit fahlem, bartlossem Gesichte, dessen Erscheinung aber die Zähigkeit des Körpers noch in hohen Jahren Lügen strafte. Und so ausdauernd und unermüdlch, wie er der Gesellschaft bis ans Lebensende sein Denken und Schaffen weihte, hielt er den Stimmungen Kellers Stand. Sein Takt und seine milde Ruhe, die ihn nie verließen, mochten mit dem Muthen verglichen werden, mit dem eine edle Frau des Hauses Frieden und Würde wahrte.

Und noch eines Gönners sei nicht vergessen, der zu Ende der Fünfziger und Anfangs der Sechziger Jahre zu den Figuren des

¹⁾ Vgl. dessen Biographie in der Zeitschrift „Die Schweiz“, Jahrg. 1897/98, S. 424. Wiederholt in Bd. II des „Biograph. Jahrbuch und Deutscher Nekrolog“, Berlin 1898, S. 31 u. f.

Helmhauses gehörte, des Zeichners Albert Gräter (Albert Gräter=Campiche, gest. 2. Mai 1909 in Basel), der Kellers rechte Hand und Aller Freund gewesen ist. Aus Hall am Kocher gebürtig, aber in Amerika aufgewachsen, war er schon seines Idiommes wegen ein Original. Er brauchte es gern, um Schwabengeschichten zu erzählen, womit sich aber unversehens die drolligsten Yankee=Brocken verquickten. Am liebsten ging er in bloßen Socken einher, was Keller nicht sehen und nicht riechen konnte und dagegen mit grimmigem Spotte protestierte. Auch sonst war Eitelkeit nicht seine Sache; Bart und Haare ließ er strofeln und wildern. Der Kopf hatte etwas mit mittelalterlichen Typen gemein; es wollte mir scheinen, als ob er Glasscheiben=Engeln aus dem XIV. Jahrhundert gliche. So gut und fromm ist auch Gräter gewesen. Mit unermüdlicher Gefälligkeit ging er uns an die Hand, wenn etwas in Zeichnungsbüchern, Mappen oder sonstwo gesucht werden wollte. Er lehrte mich Scheiben pausen und theilte in seiner eindringlich sanften Weise Alles mit, was er aus praktischen Studien und wissenschaftlicher Lectüre erworben hatte. Damals hat auf dem Helmhause auch noch das Mittelalter gegolten und Gräter manches zu zeichnen gehabt, was aus diesem Gebiet für die Sammelbände, die „Mittheilungen“, oder den „Anzeiger“ diente. Solche Dinge sind seine liebsten gewesen, die er mit sicherer Fertigkeit und vollendeter Charakteristik zu geben wußte.

Ein Hauptwerk hat er der Gesellschaft in der Sammlung von Durchzeichnungen nach den Königsfelder Glasgemälden geliefert. Nicht leicht ist ihm die Erfüllung dieser Aufgabe geworden. Mit dem Aufseher, einem gewissen Hunziker, hatte es Gräter von Anfang an verdorben, weil er sich in dessen wüster Ordnung nicht einquartieren wollte. Das setzte nun tägliche Chikanen von Seiten dieses Allmächtigen ab, deren Gipfel die folgende Episode war. Ein fliegendes Gerüste war Gräters Sitz, und Hunzikers Sache ihn hinaufzuziehen und wieder herunter zu lassen. So war die Arbeit am Franziscusfenster be-

gonnen, als eines Abends Stunde auf Stunde ohne die ersehnte Ablösung verging. Schon war es Nacht und das Sitzen auf dem schmalen harten Brett schmerzhaft und gefährlich geworden. Vergebens war es, daß der Gefangene um Hülfe rief; die Armen im Irrenhause schrieen ja auch. Die Furcht vor einem Unfalle hielt Gräter davon ab, der Müdigkeit nachzugeben; umso greller tauchten dafür die Spukgestalten auf, welche die Phantasie in dieser aussichtslosen Lage malte. Die Töne riefen ihnen, das Schreien von außen, das Klirren und Klappern der Gläser, das Huschen der Fledermäuse, und der Mondschein zauberte sie hervor in hundert Gestalten, die in fahlem Schimmer hier glitzernd und dort in milder Gluth herunterstarrten, und gerade da, wo ein schauriges Bild Sanct Franziscus' Sterben schildert, hatte der böse Hunziker sein Opfer schaukeln lassen. Es war schon elf Uhr, als erst ein Kommen von Außen und das Knarren der Thüre sich vernehmen ließen. Gräter, der in Brugg logierte, war als der Solideste stets früh zurückgekommen; sein ungewohntes Ausbleiben hatte die Hausleute befremdet und schließlich auf den Einfall gebracht, ihn da zu suchen, wo er so hoch und hilflos auf den Retter gewartet hatte.

Große und Kleine hatte das Helmhaus zu Gast. Unter diese waren die zu zählen, welche mit Offerten von Alterthümern kamen, und mehr als einmal hat Keller unter ihnen einen Schelm entlarvt. Einst war das Angebot eines eingelegten Bildnisses Maximilian I. gekommen. Keller fand sogleich die Fälschung heraus. Der Bursche, der es brachte, hatte schon etliche solcher Maxe gemacht und einer davon dem Herrn, der dieses Täfelchen dem Museum von Bregenz geschenkt hatte, sogar einen Orden eingetragen. — Als ich am Berchtoldstage 1860 meine Aufwart bei den Stubenhüben machte, war Keller ganz besonders aufgeräumt; er hatte einen Bohrer gefunden und wollte sicher wissen, daß das ein gutes Omen sei. Und wirklich war es so, denn nach wenigen Tagen traf eine der schönsten Bronzen ein, die zur Sammlung der Antiquarischen Gesellschaft gehörten,

die Merkur-Statuette, die in Thalweil gefunden worden war.

Wie Kellers Korrespondenz sich nach jeder Richtung erstreckte, so fanden sich auch die Besucher aus aller Herren Ländern ein: Engländer, die Keller in Erinnerung an die Jahre, welche er jenseits des Kanales verlebt hatte, mit besonderer Wärme empfing; die Spitzen der deutschen Gelehrtenwelt, distinguierte Franzosen, und jedem dieser Gäste wußte es der Alte mit seiner originellen Art anzuthun.

Unter den Schweizern ist einer der sonderlichsten Adolf von Morlot aus Bern gewesen, ursprünglich Bergwerksinspektor in Steiermark und dann Professor der Geologie in Lausanne. Er hielt sich öfters in Zürich auf, längere Zeit im Jahre 1860, als er auf der Meise einen Cyklus öffentlicher Vorträge über Pfahlbauwesen hielt und damit auch Excursionen verband. Mit Keller, der ihn zum Ehrenmitglied der Antiquarischen Gesellschaft ernannte, scheint er schon früh in nähere Beziehungen getreten zu sein. In dem kleinen Gasthof zur Sonne im Kraß hatte Morlot seinen Malepartus aufgeschlagen, wo er den Besuchern seine Pfahlbausammlung zeigte; aber wehe — auch Freunden — wenn sie sich unterfangen hätten, mit einer brennenden Cigarre zu kommen. Runge hatte sich in meiner Gegenwart darüber eine Zurechtweisung gefallen lassen müssen, die an bernischem Schrote nichts fehlen ließ. Auch eine andere Sammlung war dort zu finden, eine solche von Haarnadeln, die je nach den Städten, wo sie Morlot aufgelesen hatte, einen oder mehrere Cartons füllten. Diese Statistik, gab er vor, stelle den unfehlbaren Gradmesser für den Ordnungssinn des schöneren Theiles einer Einwohnerschaft ab. Pedantisch und eigensinnig war er auch sonst. Er war bartlos und doch nicht rasiert. Wie er diese Glätte cultivierte, hat Keller einmal nach seiner drastischen Art erzählt. Er hatte in einem welschen Städtlein, sagen wir in Orbe, mit Morlot genächtigt und beim Erwachen seinen Augen kaum getraut, als er den Kameraden erblickte,

wie ihn Gott erschaffen, vor dem Spiegel stehend und mit Bewegungen, die unerklärlich schienen. Als Keller vor Lachen sich nicht mehr halten konnte und den wilden Mann nach seinem Thun interpellirte, sah er, wie dieser vermittelst eines Zängleins Haar für Haar aus dem Gesichte rupfte. Das sei seine Art, sich rein zu halten, führte Morlot aus, denn nichts komme ihm ungeschicklicher vor, als ein Bart, der den Menschen entstelle, und unappetitlich sei dieses Gewächs dazu. Auch mit Louis Rochat in Yverdon war Morlot befreundet und diesem hat er den schönsten Streich gespielt. Er war von ihm zur Hochzeit geladen worden und Rochat am Vorabend Morlots Gast gewesen. Am Morgen, da Toilette gemacht werden sollte, war Rochat vergebens bemüht, den Reisesack mit seinem Festgewande zu finden. Morlot bedeutete auch gleich, daß er ihn beseitigt habe; denn das sei Firtlefanz und überwundene Art, sich so zu zieren; er möge zum Altar gehen, wie er gekommen sei. Und so geschah es denn auch, weil kein Bitten des seltsamen Freundes Herz zu erweichen im Stande gewesen war.

In seinen vier Pfählen hat Keller so anspruchslos wie auf dem Helmhause gelebt. Sein helles geräumiges Zimmer hatte nichts mit einer Gelehrtenstube gemein; nur ein paar Glasgemälde zeigten den Liebhaber und Kenner aller Dinge an. Sie sind in einer Zeit der Krisis nach England gewandert. Um eine Scheibe mit dem Wappen der Gemmingen und Muntprat, die Karl von Negeri gemalt hatte, that es mir besonders leid, und auch um die gothischen Tafelgemälde, die aus Kellers Besitz in die Galerie von Donaueschingen gewandert sind. Sie hatten, etwa sechs an der Zahl, der Kirche von Walenstadt gehört, aus der sie später theils in das dortige Weinhaus, theils nach Amden gelangten, wo sie im Kirchturm zum Verschluß der Schalllöcher benützt worden sind. — Hier in seiner Stube, wollte mir scheinen, war Keller milder und zugänglicher gestimmt; es ließ sich da manches verhandeln, wozu das Kommen und Gehen auf dem Bureau ihm keine Zeit und Sammlung

ließen. Gerne ging er auf meine Studienpläne ein, gestattete auch, ihm etwas vorzulesen, insbesondere aber hob sich die Stimmung, wenn der Cacao aufgetragen wurde. An diesem Bespertrunke nahm auch die Haushälterin theil. Auf diese Jungfer Hafter kam es voraus an, ob einer gelten mochte; denn sie war das Factotum, ohne das sich Kellers Haushalt nicht denken ließ. Sager, mit höchstirnigem Kopfe, dessen Züge so eckig wie die gesamte Erscheinung dieser Tochter des Thurgaus war, ist sie dienender Geist und Herrin zugleich gewesen, standhaft allen Stimmungen gegenüber, über alles besorgt in franken Tagen, scharf im Haushalt und so gerichtet, daß sie jeglichen Anforderungen antiquarischer Praxis zu entsprechen vermochte. Keller nahm sie darum auch stets auf seinen Reisen mit, deren Ausgangspunkt bald eine anspruchslose Sommerfrische, bald eine durch Alterthümer hervorragende Schweizerstadt war. Was er da trieb, daran nahm auch Jungfer Hafter theil; sie facsimilirte, goß Inschriften ab, und wenn einem Freunde etwas fehlte, so war sie für ihn so gut wie für den Meister besorgt. In Chur hat diese Nächstenliebe einem armen Junker gedient. Dieser Herr v. M. ging nie ohne Handschuhe aus; das schien ihm standesgemäß, wenn auch jeder wußte, daß solcher Luxus sein einziger war. Nun traf sich's, daß Keller bei irgend einer Arbeit, die Schonung der Kleider verlangte, diesen Herrn veranlassen wollte, ihm hemdsärmelig zu helfen. Vergebens wies der Junker ab; es nützte nichts und schließlich gab er nach, um eine Wäsche zu zeigen, die Frauenhände schon längst nicht mehr gebessert hatten. Und nun stund Jungfer Hafter ein, die, so lange der Aufenthalt noch währte, nur mehr für die v. M'sche Garderobe zu sorgen hatte.

Die Antiquarische Gesellschaft hatte zwar eine Verfassung, die in den Statuten figurirte, aber thatsächlich war Keller der Alleinherrscher, mit dessen Schalten und Walten auch männiglich sich zufrieden gab. Wie er die Sammlung begründet hatte, so verfügte er darüber, später immer mehr mit Ausschluß

dessen, was nicht zu seinen eigensten Studien über Prähistorie und etwa noch römisches Alterthum gehörte. So sind uns zu einer Zeit, wo das Kaufen mittelalterlicher Dinge noch ein leichtes war, manche Schätze entgangen, die jetzt zu den Zierden anderer Museen oder privater Sammlungen gehören. „Das interessiert Niemanden,“ meinte er, als dem Antiquarium 1869 der Preis von 80 Franken für eine brillante hölzerne Truhe gefordert wurde, die gleich darauf die mittelalterliche Sammlung in Basel erwarb ¹⁾.

Gleich souverän hat Keller sein Ministerium bestellt, wofür dieses freilich auch keinem Parlamente sich zu verantworten hatte. Wer ihm gefiel, dem mochte ein Amt auf dem Helmhause werden; einem Aktuar wurde umgekehrt der zehnjährige Dienst mit dem Bedeuten quittirt, daß er nach so langer Zeit wohl das Bedürfnis fühle, sein Amt einem jüngeren abzugeben.

Daß gleichwohl alles seine guten Wege ging und die Gesellschaft prosperirte, hat wiederum seinen Grund in des Führers Persönlichkeit gehabt. Daß keiner so viel wie Keller zu bieten vermochte, war Allen bewußt. In dem Banne seiner Eigenart standen auch die, welche keineswegs alle seine Verfügungen gut zu heißen vermochten. Er vertrat die Gesellschaft, wie es niemand vermochte und hat sie durch seine Beziehungen zu den Koryphäen der Wissenschaft, durch seine Entdeckungen und die glückliche Wahl der von ihm veröffentlichten Werke daheim und draußen zu Ansehen gebracht. Ihr wußte er anzugliedern, was von Persönlichkeiten nach Zürich kam, auch solche, deren Interessen mit denen der Antiquare nicht zusammentrafen, weil er jedem durch die Originalität des Verkehrs und sein vielseitiges Wissen eine Handhabe bot, und die meisten dieser Beziehungen haben den Zürcher Aufenthalt der Zugewandten noch lange überdauert.

¹⁾ Vgl. Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 1869, Nr. 3, S. 83.

Wie heute haben die Sitzungen der Antiquarischen Gesellschaft am Samstagabend stattgefunden. Ihr Versammlungslokal ist das „Zunftthaus zum Weggen“ gewesen, das unten an der gleichnamigen Gasse steht und in seiner äußeren Erscheinung noch ziemlich unberührt geblieben ist. Ein kleiner Saal im ersten Stock hatte für die übliche Frequenz genügt. Es war ein traulicher Raum, den einer der schönsten Öfen schmückte. Es wollten ihn freilich nur wenige achten, denn erst 1865 hat Lübke über die alten Schweizer Öfen geschrieben, nachdem kurz vorher noch der aufwändigste, weil ihn selbst vergebens niemand hatte haben wollen, zur Ausfüllung des Fröschengrabens verlockt worden war.

Etwas anders als heute sah die Physiognomie der Gesellschaft aus, in welcher auch der mittlere Bürger- und Handwerkerstand vertreten war und ebenso die junge Generation mehr Mitglieder lieferte, als sie heute thut. Häufiger sind auch Vorweisungen gewesen, die meisten durch Keller, der sie musterhaft bündig und immer kurzweilig commentirte. Unter den Vortragenden standen, wie billig, die von der akademischen Zunft voran, als der glänzendste Hermann Köchly, den Keller gleichsam als Regulierballon fructificirte. Sah er sich vor eine Ebbe gestellt, so war mit Sicherheit auf den redengewandten Sachsen zu zählen. „Ich habe nichts vorzubringen,“ raunte ihm Keller beim Eintritt zu, worauf jener erwiderte: „Na denn, soll ich die große oder die kleine Pauke schlagen?“ „Natürlich die große,“ hieß es wieder. Jetzt nahm sich Köchly aus, wie einer, der sich in Erwartung des Courrierzuges setzen will, schlang und trank und schrieb inzwischen ein paar Brocken nieder, sprach darauf und dröhnte, daß die Zuhörer nach beendigtem Vortrage wohl noch mit offenem Munde verharrten. Gleich fertig ist Lübke gewesen, der 1861 in die Gesellschaft trat, aber sein Vortrag war anderer Art, ohne Pathos, mehr launig erzählend, wobei er uns oft in lebenswürdiger Form auf Dinge wies, an denen die meisten achtlos vorübergegangen waren. Ihm haben wir

vornehmlich die Achtung vor dem Kleinkünstlerischen Nachlaß zu danken, dem seine Studien und Mittheilungen die Bahn gebrochen haben.

War der Redner zu Ende, so sprach sich Keller aus: „ich danke dem Herrn K. für seinen sehr interessanten Vortrag.“ Das war alles, was aus dem Munde des Präsidenten kam. Nur höchst ausnahmsweise und auch dann nur mit knappen Worten, die aber stets den Nagel trafen, hat er sich an der Diskussion betheiliget. Keineswegs war er darum ein tauber Hörer geblieben; er trug seine Beobachtungen im Engeren nach und wer ihm gefiel, der mochte es auch schon während der Rede aus seinen Zügen lesen, die aber auch andere Stimmungen sehr unverblümt zu erkennen gaben. Das hatte Doctor Johann Heinrich Hoß zu erfahren, als er die unauslöschliche Urkundentinte wieder gefunden haben wollte. In zwei Vorträgen breitete er sich darüber aus, mit jener Überlegenheit, die ihm eigen war. Ruhig nahm Keller alles hin, nur praktisch wollte er das Entdeckte prüfen, zu welchem Behufe er breit und lang die „unauslöschlichen Züge“ beleckte; dann gab er sie weiter, als Klecks, der, während der Vortragende noch an seiner Gelehrsamkeit sich sonnte, von Mann zu Mann unter schallendem Gelächter circulirte.

Nicht immer sind die Vorträge so animirt gewesen; es hielt oft schwer, eine Diskussion in Fluß zu bringen. In diesem Falle ist Salomon Bögelin, Vater, der Retter gewesen, der durch seine niemals fehlenden Boten manchen Referenten, und besonders die sich noch als Anfänger fühlten, zu Dank verpflichtet und ermuthigt hat. So hat er auch mir sein Wohlwollen erwiesen, als ich 1862 meine ersten Vorträge über eine Rheinreise und die Kirche von Grandson hielt. Auch andere Herren habe ich zu Gönnern gehabt: Fritz Bürkli, den langjährigen und trefflichen Aktuar; Hans Heinrich Bögeli, meinen Lehrer und späteren Colleggen an der Universität, und Ludwig Vogel, der nach meinem ersten Vortrag — zu Keller gewandt — die biblischen

Worte wiederholte: „das ist der Sohn, an dem der Vater seinen Gefallen hat.“

Vogel, der noch in den Siebziger Jahren ein regelmäßiger Besucher unserer Sitzungen war, hat vornehmlich zum zweiten Acte aus seinem reichen Erfahrungsschatz gesteuert. Es wurde ihm erst warm ums Herz, wenn die Sitze zusammenrückten und er die Corona der Vertrauten um sich sah. Als einmal wir Jungen — zwar nicht heim — wohl aber zum Biere wollten, da fuhr er ärgerlich heraus: „Ach, was sind au das hüt für jungi Lüt, die nüd emal meh bimene Glas Wii siße chönned — Herr Burkert (Burckhart der Wirth) bringed Sie mir na es Schöppli.“ Dann fing er an, mit scharf accentuirter näselnder Stimme von seinen Erlebnissen zu erzählen, in Wien und Rom und was er, wieder heimisch geworden, in der Schweiz gesehen, auf Besuchen in Klöstern, von Antiquitäten und was ihm als Künstler auf seinen Entdeckungsfahrten und Studienreisen begegnet war. Von Alterthümern ist mir ein Stück in Erinnerung geblieben, weil sparfame Reste davon unsere Sammlung besaß. Im Wirthshaus zu Muri (Aargau), es mochte noch in den Zehner Jahren gewesen sein, hatte Vogel ein gothisches Büffet gesehen, ein Prachtsstück, mit Ornamenten und Figuren geschmückt. Gerne hätte er es sofort erworben, aber es fehlte an Geld.. Nach wenigen Wochen kam er wieder — um nicht mehr das Büffet, sondern nur noch ein paar armselige Trümmer zu finden, denn jenes hatten Art und Säge inzwischen zu Brennholz gemacht.

Recht hübsch, als einmal die Rede auf Romont kam, hat er die Genesis einer Gruppe auf seiner „Plafeyen-Kilbi“ erzählt. Der Gottesdienst war eben zu Ende, als er eine Skizze des Schlosses und der Kirche entwarf. Drei Jungfern in der schmucken Landestracht sahen der Arbeit zu, und zwar so gruppiert, daß Vogel sich nicht enthalten konnte, das Kleeblatt in seinem besten Französisch anzureden: „Mes demoiselles, tenez une fois cette pose si vous plaît,“ worauf die eine der Schönen aufs freundlichste Zusage gab: „à la condition“ — fügte sie

immerhin bei — „que vous me faites les pieds très petits.“ In der That kamen Füßchen heraus, die einer Balletteuse an= gestanden hätten, und doch erklärte die Schlimme, auch das sei nicht genug, „et vous m'avez fait le pied très gros,“ worauf Vogel ihn flugs mit Gummi löschte, dem Dämchen bemerkend: „eh bien si vous voulez je vous ferai aucun pied.“

Auf ihrem Zenithe hat damals die Festlust der Antiquare gestanden. Es gab verschiedene Anlässe, bei denen sie ihre Wogen schlug. Ein solches ist das Jubiläum gewesen, das die Gesell= schaft zum Gedächtnis ihres achtundzwanzigjährigen Bestandes am 31. Mai 1860 im alten Schützenhaus beging und das ihr den Anlaß gab, dem Präsidenten, der seit der Gründung so un= entwegt und meisterhaft ihr Steuer geführt hatte, durch die Widmung eines Bechers zu ehren ¹⁾. Ob diese Feier oder eine folgende die berühmteste unserer Platten sah, ist mir entgangen; ich weiß nur, wie männiglich an ihrem ersten Erscheinen sich freute. Sus palustris wurde das Thierchen genannt, das ein Mitglied der Antiquarischen Gesellschaft, der Conservator am Botanischen Garten, Dr. Christian Brügger, aus dem Bündner Oberland bestellt hatte und welches für einen Nachkommen des Pfahlbautenschweines galt. Aller Gaumen waren lüstern, als dieses Wesen braun und lecker in ganzer Figur auf dem Tische erschien und köchly mit wohlgefehter Rede sich anschickte, das Amt des Opferpriesters zu versehen. In der That, wie ein Druide nahm er sich aus mit dem Lorbeerkranze, den Keller ihm auf sein weißes Haupt gesetzt hatte. Suum cuique wieder= holte er grunzend bei jedem Stück, das er expedierte, und fröhlich grunzten ihm die entgegen, die ihren Teil von dem Braten bekommen hatten. Aller Reden blieben denn auch diesem Thema geweiht, das mit dem besten Vortrag Oswald Heer behandelte. In seinem heimathlichen Glarner Dialekte erzählte er, wie einst

¹⁾ Vgl. Denkschrift zur 50jährigen Stiftungsfeier der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. 1882, S. 31.

Sonntags ein Rathsherr aus Schwanden einen Spaziergang auf seine Alpe gemacht und hiebei, in eine Pfütze fallend, den Staat verdorben hatte. In der Hütte sollte die Wiederherstellung erfolgen, aber Wasser fehlte, es gab nur Molken, in welcher Rock und Hose gewaschen wurden, um sodann, während ihr Inhaber drinnen campirte, auf dem Hüttendach gesonnt zu werden. Das ließ sich so munter an, daß schon der Abend nahte, als erst der Senn, dem solche Gesellschaft nichts alltägliches war, sich auf die Ausschau begab. Wer beschreibt aber den Schreck, den seine Botschaft brachte: kein Rock und keine Hose seien mehr da gewesen. An Diebe zu denken, fiel Niemandem ein, wohl aber dämmerte jetzt dem Mpler ein Anderes auf. Ein Satz, und draußen war er, die Halde hinab und wieder zurück, mit entsetzter Miene und ein paar traurigen schwarzen Fellen. Das war alles, was er dort unten einem Tumulte entrisen hatte, das übrige war von den Säuen gefressen worden. Was blieb nun übrig, als in dem Aufzug hinunter zu gehen, der ihm das Staatsherrenkleid versehen hatte. Als Senn im Werktagsgewand kam er zum großen Lachen der Seinen nach Haus. — Das „Pfahlbautenschwein“ hat noch öfters auf unserer Tafel paradiert, bis 1876 der Glaube daran ein jähes Ende nahm. Wir hatten uns auf der Zimmerleuten mit den Naturforschern gefunden und wieder mit Spannung auf die Austheilung geharrt. In dem Momente nahm Professor Hermann das Wort, indem er ein Bändchen in dem bekannten Roth der Berliner Dissertationen aus dem Busen zog und mit überzeugender Rede erklärte, was die Osteologie als Neuestes gezeitigt habe, das sei, daß Bünden nun ein für alle Male darauf verzichten müsse, den Descendenten des *sus palustris* zu seiner Fauna zu rechnen, weil dessen Beschaffenheit von der des Oberländer Thierchens durch das und das verschieden sei.

Fast war der Saal zu klein, um die Gäste zu fassen, welche am Berchtoldstag zusammenkamen; denn von allen Mahlzeiten, die an diesem Tage gehalten wurden, haben damals die auf dem

„Weggen“ für die lustigsten gegolten. Man ging aber nicht bloß seiner selber willen hin, sondern es hatte dieses Fest als ein Ehrentag der Gesellschaft und vor allem Ferdinand Kellers zu gelten. Darum fanden sich auch die Zugewandten vom Lande ein: Utinger, der Historiograph von Bülach, und Jakob Messikommer von Wehikon, und wer es konnte, nahm einen Freund oder Bekannten mit. So brachten von Anfang an die Vorstellungen, das Wiedersehen und Gratulieren einen frohen Ton. Saß nun der Präsident mit seinem Stabe an der Tafel und hatte das Leibliche soweit gekräftigt, daß auch der Geist nach Nahrung begehrte, so hob das Stadium der Reden an. Es war, als ob eine Abmachung allen Ernst an diesem Tage verwiesen hätte, denn es gingen auch solchen, die sonst ihr Päcklein mit Schmollen trugen, die Augen vor Lachen über. Köchly gab sein Höchstes von Wiß und Rhetorik zum Besten, Lübbe that mit, Behn-Eschenburg, der Verse voll sprudelnder Laune in athemlosem Zuge improvisierte; die Krone der Lieder, Hans Heinrich Bögelis: „o proeclarum Turicum“ ist auf einen solchen Anlaß gedichtet worden, und trat einmal Ebbe ein, so machte Kellers Becher unter frischem Sang die Runde. Inmitten dieser Wogen aber, die immer wieder auf den Einen zielten, saß dieser Eine gemüthlich plaudernd unter den Seinen. Nie hat Keller eine Rede erwidert, sondern nur geschmunzelt oder die Brauen gebuscht und die große Lippe verzogen, wenn etwas zu dick gesponnen wurde oder der Preis von Einem kam, dessen Weihrauch der Alte nicht riechen mochte.

Bis in die Siebziger Jahre haben diese Zusammenkünfte auf dem „Weggen“ gedauert. Dann sind wir auf die „Zimmerleuten“, auf die „Schmiedstube“ und schließlich nach der „Meise“ übergesiedelt — es fing eine neue Zeit mit neuen Kräften an.

Bis Ende 1861 hatte ich in der Cramer'schen Familie, zuletzt an der Postgasse, jetzt Poststraße Nr. 4 und Münsterhof Nr. 4 gewohnt; dann siedelte ich zu dem Mathematiker Professor Dr. Carl Heinrich Graeffe über, der eine Anzahl junger

Leute bei sich beherbergte. Ein froher und freundlicher Geist war dort zu Hause. Der kleine, würdige Herr war trotz seiner Jahre noch jung und darum auch befähigt, ein sicherer und wohlwollender Führer zu sein. Nie habe ich ihn aufgereggt, oder auch nur mürrisch gesehen. Er sah uns alles nach, den Lärm, den unsere Belustigungen machten, ein spätes Läuten, wenn Einer den Haus Schlüssel vergessen hatte, oder was sonst noch außer dem Geleise eines geregelten Daseins lag. Nur Gemeines hätte er nie geduldet, wogegen er übrigens bei der Zusammensetzung unserer Gesellschaft auch gar nicht aufzutreten hatte. Sie war aus kosmopolitischen Elementen gebildet: einem Wiener und dem Sohne eines Italianissimo, Chialiva's, bei dem Mazzini öftes ein gastliches Unterkommen in Lugano gefunden hatte; einem Russen und einem Engländer; aus Deutschen und Schweizern. Und doch verstanden wir uns gut und ließen uns willig belehren, wenn etwa einmal bei Tisch die Meinungen aufeinander zu plätzen drohten. Das Haus, das Graeffe's Schwägerin, einer Frau von Wolf geb. Sulzer gehörte, ist nicht mehr im Wesen. Es hatte auf der Stelle des ehemaligen Läufethurmes, rechts von dem Absteigenden an der Ruttelgasse gestanden. Dort in den festen Grundmauern, mit zwei Fenstern nach einer über dem Fröschengraben gelegenen Zinne, war mein Zimmer, mit allem ausgestattet, was Lauf und Reisen eingetragen hatten. Das Bild eines Abtes, von seiner Grabplatte auf Reichenau-Münster abgerieben, schmückte den Ofen. An den Wänden hingen Waffen, zwei Scheibchen an den Fenstern, und geschnitzte „Sidelen“ gaben die Sitzgelegenheit ab.

Hier suchten mich die Freunde heim, zu denen auch mein allezeit aufgeräumter Zimmernachbar, Baron Gottfried von Süßkind (gest. den 28. Oktober 1902 in St. Gallen) aus Augsburg gehörte. Er war voller Pöffen, die er namentlich als Schütze produzierte, zum Spaß der Freunde und den Ungerechten zur Strafe. Als solcher gab uns ein Seiler zu denken, der seinen Stand im Fröschengraben hatte. Schwer mußte sein Lehrbub

leiden durch Schelten und Schläge, die oft wie der Hagel fielen. Sah das Süßkind, so wallte sein Blut. Sachte hob er die Jalou- sien, steckte das Blasrohr hindurch, und fluchend rieb sich der Seiler das Ohr. Er hat, wie oft dieser Gruß auch Freunden galt, die jenseits des Grabens spazierten, den Schützen doch nie herausgefunden. Mit seiner Zimmerpistole wußte Süßkind nach Wunsch das rechte oder linke Auge eines hoch oben ange- hefteten Bildniskopfes zu treffen. Im Vertrauen auf diese Sicherheit habe ich ihm selber auch einmal das Ziel gehalten, einen alten Zylinderhut, den mir ein Utliberggast überlassen hatte und dem das Geschöß den Wirbel durchschlug.

Ausmärsche in die Nähe und Weite sind mir Bedürfnis und höchste Lust gewesen. Dort war der Utliberg das beliebteste Ziel, dem ich während eines Jahres zweiundsechzig Besuche machte, zumeist am Sonntag Nachmittag zur Winterszeit, bald allein, bald in Gesellschaft guter Freunde, wobei wir der Übung willen die verschiedenen Furchen und Gräte wählten, ohne Rücksicht auf Eis und Schnee, den wir oft bis an die Knie durchwateten. Oben stand neben der steinernen Hochwacht nur ein einziges trauliches Haus, das der Familie Benel gehörte. Nur im Som- mer und an gewissen Festtagen, zu Auffahrt und Pfingsten, war dort eine größere Zahl von Besuchern zu finden, sonst blieb der Utliberg seinen Stammgästen gewahrt. Ein paar rechte Käuze gehörten dazu, deren ältester Georg Heinrich Freudweiler, ein ehemaliger Unteroffizier aus holländischen Diensten war. Minde- stens zweimal wöchentlich stieg er hinauf, öfters nachdem er schon auf dem Zürichberg gewesen war. Ein anderer ist der noch lebende Quartier-Hauptmann Bodmer gewesen, eben der, dessen Cylinderhut mein Freund durchgeschossen hatte. Traf dann einer nach dem andern dieser Hausfreunde ein, so gab das einen Empfang, wie wenn wir nach langer Abwesenheit zu lieben Verwandten gekommen wären. Man rückte beim Ofen zusammen, trank seinen Grog und tauschte aus, was Vergange- nes und Gegenwart zu plaudern gaben. Der gute Benel war

damals schon ein kranker Mann, der oft in der Einsamkeit mit seinen Schmerzen rang. Aber wenn sie ihm eine freie Stunde ließen, da war er der Frohesten einer, an dessen treuherziger Biederkeit jedermann seinen Gefallen fand.

Unvergeßlich schweben mir diese Winteridylle vor, das Wandern durch die Windsbraut, wenn sie die Waldeseinsamkeit mit dichten Floeden erfüllte; oder der Aufstieg im Sonnenschein, wenn die bereiften Äste mit tausendfältigem Blitzen und Glimmern eine kristallene Wölbung über dem Pfade bauten und oben das Auge sich nicht ersättigen konnte an dem Wolkenspiele, das ballig und flackernd über der Tiefe wogte wie ein unermeßliches Meer, aus dem sich etwa ein fester dunkler Rücken hob und von ferne der Firnkranz goldig und blau herüberflimmerte. War die Aussicht frei und ich allein, so hat mich der Blick nach rückwärts stets viel mehr als der auf die Stadt und den See gefesselt. Froh und lieblich ist ja das blanke Geschimmer, das die sanften Höhen belebt und wie ein Besatz von Perlen die blaue Fluth bis zum Fernschluß ihrer Biegung besäumt. Aber gerade diesem Bilde gegenüber, das den Sinn von dem Tagesgewohnten nicht frei werden läßt, löst ihm der Ausblick über die jenseitige Tiefe mit einer beruhigteren Stimmung aus. Ein Plätzchen über der südwestlichen Felskante, das heute nicht mehr besteht, war wie gemacht zum ruhigen Genuße einzuladen. Es war etwas tiefer als das Plateau gelegen und mit Föhren bestanden, die mit breitem Dach einen wirksamen Rahmen schufen. Bis zum Chaumont bei Neuenburg dehnt sich an hellen Abenden die Fernsicht westwärts aus und trug die Gedanken in jene Gegenden zurück, an die sich so manche Erinnerungen an frohe Tage knüpften. Gräben mit Tannwald bewachsen, recken sich scharf gegen die Niederung und das stille Thal von Stallikon aus. Ich stellte mir vor, wie auf dem einen und andern ein Schloßchen gestanden und welche Reize das Dasein in diesen einsamen Nestern geboten haben möchte. Ich blickte nach Muri, dessen mächtige Ostfront vom Lindenberg herüberschimmert,

und verlegte mich in die Kirche ins Festgepränge beim Orgelschall, in den Kreuzgang mit seiner Fensterpracht und dem Huschen dunkler Gestalten, die zum Chore gehen, oder stellte mir seiner Gnaden Tafelzimmer vor, aus dem die reichen Herren in alle Weite und bis zum Rigi auf ihr Eigenes sahen. Es waren Stunden voll romantischer Weihe, die ich auf diesem allezeit stillen und lauschigen Auslug verträumte.

Etwas Renommisterei hat neben den Naturfreuden und der Romantik dann freilich auch mitgespielt. Es war Sport, sobald wie möglich am Ziele zu sein, und einmal bin ich wirklich in 52 Minuten vom Hotel Baur am Paradeplatz dort oben gewesen.

Ein anderer Besuch ist hoher Bekanntschaft willen denkwürdig geworden. Seit 1859 hatte die vertriebene Herzogin von Parma in Zürich gewohnt und ihr Söhnchen Herzog Robert I. am 29. April des folgenden Jahres den Uetliberg mit seinem Besuche beehrt. Mit meinem Freunde Alphons Escher kam ich eben dazu, als der Herzog, ein damals erst zwölfjähriger Knabe, durchs Fernrohr nach Muri sah. Benel sollte Auskunft erteilen, worauf er den begleitenden Cavalier, einen Marchese Malaspina, an mich verwies, mit dem Bemerkten, daß dieser junge Herr viel besseren Bescheid zu geben vermöchte. Ich that das Meinige, woran sich bald eine weitere Unterhaltung mit dem Marchese und des Herzogs Beichtvater knüpfte, die beim Abisgütli, wo wir die Herrschaften beim Abstiege einholten, ihre Fortsetzung fand, indem sie uns nachdrücklich einluden, in dem Wagen Platz zu nehmen, der sie nach Zürich führte. Am folgenden Tage fand ich, aus der Universität zurückgekehrt, der Beiden Karten vor; sie hatten die Einladung zum Besuche im Hotel Baur au lac wiederholen lassen, doch konnte ich mich nicht entschließen, dieser ehrenvollen Aufforderung Folge zu leisten. Oberst Heß übernahm es, mich in einer Form zu entschuldigen, die mir die freundliche Gesinnung des Herzogs wahrte; er hat noch lange Jahre später durch den österreichischen Major und

nachmaligen Generalmajor Rüscher von mir berichten lassen.

Von weiteren Excursionen will ich noch einer nach Muri gedenken. Im Juni 1860 war Glasmaler Röttinger von der aargauischen Regierung beauftragt worden, das Inventar der Glasgemälde aufzunehmen, die bis zur Aufhebung des Stiftes den dortigen Kreuzgang geschmückt hatten, dann aber herausgenommen und in unzugänglichem Gewahrsam magaziniert worden waren. Am 27. Abends theilte er mir das mit, indem er mich einlud, solche Gunst zu nutzen und, weil der Ausbruch schon früh morgens erfolgen sollte, bei ihm Quartier zu nehmen. Ich fand es in einer Stube, wo seine Gesellen lagen, in dicker Schwüle, die unerträglich wurde, als gegen Mitternacht ein schweres Gewitter kam. Es war eine Erlösung, als um vier Uhr der Abmarsch erfolgte, bei fortwährendem Blitzen und Güssen, die den Schutz des Schirmes illusorisch machten. Wenig später als acht Uhr war das Ziel erreicht und bald auch in dem noch unausgebauten Ostflügel der Raum erschlossen, der die Schätze barg. Aber wie! In offenen Kisten waren sie Beige an Beige schräg an die Wandung gestellt, sodaß ihr Druck die untersten Lagen zu Segmenten gebogen hatten und es als ein Wunder erschien, keine größeren Schäden als etliche Sprünge zu finden. Röttinger ist kein Freund des Schreibens gewesen, sodaß ihm mein Anerbieten, das Inventar zu besorgen, ein sehr willkommenes war. Ich hatte es freilich zuvörderst in meinem Interesse gethan und bin froh, noch jetzt im Besitz dieses Verzeichnisses von 54 Scheiben zu sein. — Ebenso zeitig und wieder vom Segen des Himmels begossen, trat ich am folgenden Tag den Heimweg an. Es reichte in Zürich gerade noch hin, die Reminiscenzen vergangener Nächte durch ein Seebad zu tilgen. Um 10 Uhr saß ich bei Georg von Wyß im Colleg. Aber die Macht des Fleisches wies sich diesmal stärker als aller Drang nach Wissen aus. Erst kam es bleischwer über die Augen gezogen, hierauf ein Nicken des Hauptes; vergebenes Kämpfen; ein

schreckhaftes Auffahren, als mir der Stift entfiel, dann neues Ringen, bis endlich die Glocke das Zeichen zur Erlösung gab. Ein felsenfester Schlaf, in dem ich bis vier Uhr lag, hat darauf das Gleichgewicht der Kräfte und ein Besuch bei Georg von Wyß die heitere Erklärung der ihm ungewohnten Haltung seines Schülers gebracht.

Jene Bergung der Murenser Scheiben ist nur ein Seitenstück zu den übrigen Vandalismen gewesen, welche die radikalen, marktchreierischen Culturrenommisten im Aargau begangen haben. In Wettingen war noch 1843 der Capitelsaal im alten Zustande gewesen. Eine Zeichnung von Herrn Ludwig Schultheß-Kaufmann von damals stellt ihn mit seinen Bankterrassen und den Grabsteinen der Stifter und Wohltäter vor, die den Fußboden deckten ¹⁾. 1860 waren noch zwei davon im Parlatorium zu finden, der eine mit einem alterthümlichen Pedum, der andere des Schildes beraubt; nur das Kopfband stand noch zu lesen: RVDOLFVS COMES DE RAPREHTSWILE. Alle übrigen waren, wer weiß wohin gerathen, und auch jene sind eben gerade für gut genug befunden worden, um als Bodenplatten für die Durchfahrt zu dienen. Unter Augustin Keller, dem großen Historiker und Propheten alles dessen, was nach „Volksbildung“ und Aufklärung roch, muß diese Infamie an einer Sammlung historischer Denkmäler sondergleichen verübt worden sein. Im Juni 1893 bin ich gerade dazu gekommen, als auch jener letzte Rapperswiler Grabstein geopfert werden sollte. Es gelang mir, durch eindringliche Vorstellungen bei dem besser gesinnten Herrn Seminardirektor Keller dem Schaden zu wehren und die Versetzung auf den jetzigen Standort zu veranlassen, wo die Platte hinter dem Lettner liegt ²⁾. — Wie in einem Schuppen sah es unter Duhla in der Marienkapelle aus, immer wieder fand ich Spaten und anderes Eisengeräthe

¹⁾ Vgl. Anzeiger für Schweiz. Altertumskunde 1881, Nr. 4 u. ff.

²⁾ Anzeiger für Schweiz. Altertumskunde 1893, S. 292.

auf dem Anburger Sarkophage vor; in der Winterabtei, die zu den charaktervollsten und best erhaltenen Renaissance-Gemächern gehört, wurde Wäsche getrocknet. Man hatte dazu grobe Nägel in das Täfer geschlagen, und als ein Besucher meinte, das sei doch schade, einen solchen Raum so zu behandeln, erwiderte Duhla: „eine Portion blauer Forellen seien ihm lieber als all das Zeug.“ Noch jetzt würde ich in Gegenwart eines kunstsinigen Fremden die Dreifaltigkeitskapelle so ungern wie die Klosterkirche von Muri betreten; das Bewußtsein, wie er über schweizerische Denkmalpflege urtheilen müßte, triebe mir die Schamröthe ins Gesicht. Am wildesten haben die Aargauer in Königsfelden gehaust. Nicht einmal einer Aufnahme sind die Klosterbauten werth gehalten worden, als 1870 ihre Schleifung erfolgte; als ob es auf Zerstörung abgesehen wäre, waren die Tischgräber im Schiff mit Pontonhacken und anderem Schwerkzeug beladen, und endloser Schreibereien und mündlicher Vorstellungen hat es bedurft, bis endlich die Misthaufen vor dem Chore entfernt worden sind, die mit ihrer Ausdünstung den Glasgemälden einen unheilbaren Schaden zugefügt haben. Es ging die Fama, daß Direktor Schaufelbühl diese Nachbarschaft absichtlich habe beibehalten wollen, um daraus einen Vorwand für die Entfernung, will sagen Veräußerung der ihm unbequemen Glasgemälde abzuleiten.

Ein paar Anekdoten, die mir Dr. Theodor von Liebenau mittheilte, mögen dieses Bild von den Schicksalen aargauischer Denkmäler beschließen. Der kunstfeurigste Murenser Conventuale ist P. Leodegar Kreß gewesen. Ihm ist es zu danken, daß die reiche Sammlung gothischer Tafelgemälde, die sich im Collegium von Sarnen befindet, der Verschleuderung entging, und gleicherweise hatte er es auf die Rettung der Glasgemälde abgesehen, die sich in den Klostergängen befanden. Allnächtlich, als 1841 die Besatzung im Kloster lag, sollte ein Gespenst die Runde machen; bald schwarz, bald in weißem Aufzuge, wollten es die Wachen gesehen haben. So wurde denn Befehl gegeben,

den Spuck zu stellen und damit auch ein furchtsamer Wehrmann auf Posten gestellt. Zwölf Uhr hallte es vom Thurme herab, als lautlos eine schwarze Erscheinung um die ferne Ecke bog und gemessen, aber unaufhaltsam dem Krieger sich nahte. Ein angstvolles „Werda“ brachte er noch heraus, da breitete jene hoch die Arme empor und — auf dem Platze fand die Ablösung einen Ohnmächtigen vor. Inzwischen aber war wieder eine Scheibe herausgehoben worden, denn mit solchem Mummen- schanz hatte Pater Leodegar einen Theil der Schätze gewonnen, die jetzt den Kreuzgang des Klosters Gries bei Bozen schmücken ¹⁾. Auch ein anderes Geschichtchen wird von diesem Originale erzählt. Ein Prachtsmörser in der Klosterapotheke hatte ihm besonders in die Augen gestochen und den zu haben, strengte er alles an. Einem Anschläge stellte der Apotheker nichts entgegen, er frug sich nur, wie er zu bewerkstelligen sei. Doch P. Leodegar wußte auch dafür Rath. Mit einem riesigen Strohhut, den er sich eigens hatte anfertigen lassen, trat er eines Morgens ein, legte ihn ab, hob schweigend den Mörser aufs Haupt und stülpte den Schienhut darüber. Nun war er draußen, doch nur wenige Schritte, als ihm unversehens der Regierungscommissär Weibel entgegentrat. „Ah, guete Tag Pater Leodegar, wie gahts, wie gahts?“ und dann, weil der geistliche Herr nur kurz und militärisch grüßte: „Ihr sind au hüt en Stüffe.“ „Ja“ — meinte der Pater — „i ha halt so e ver. . . . Gsücht,“ worauf er sich, noch unbehülflich salutierend, empfahl und mit der Beute verzog.

Von den Besuchen in dem gastlichen Stifte Rheinau und den Freuden und mancherlei Anregungen, die sie boten, ist anderswo berichtet worden ²⁾. Ich war dort am 26. und 27. Mai 1860 allein; im folgenden Jahre vom 3.—6. April mit Conrad Stockar, dem nachmaligen Obergerichter, und zum letztenmal in

¹⁾ Anzeiger für Schweiz. Altertumskunde 1888, S. 45 u. ff.

²⁾ Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1900.

Gesellschaft meines seligen Freundes Albert Schultheß am 19. und 20. Juli 1862.

Mancherlei Aufmerksamkeiten hat mir auch stetsfort mein Vormund erwiesen. In seiner und Better Heinrichs Gesellschaft bin ich am 7. August 1860 zum erstenmal nach München gekommen. Am liebsten wäre ich dort geblieben, die Fülle der Herrlichkeit war eine übermächtige gewesen; allein ich mußte mich mit einer Tageshege bescheiden, weil Oberammergau, das Hauptziel der Reise, bei Zeiten erreicht werden sollte. Ich kann nicht sagen, daß mir das Passionspiel einen sehr tiefen Eindruck machte. War es ein Stich ins Moderne, den ich bei diesen Aufführungen nicht verwinden konnte, war es der Zug nach München, der mich wurmte, oder die trübe Stimmung, die bei dem zweifelhaften Wetter auf der Landschaft lastete? Ich fand mich erst wieder in Hohenschwangau zurecht, das wir nach nächstiger Fahrt bis Reutte am folgenden Tage erreichten. Über Füssen, Sonthofen und Immenstadt ging die Reise nach Zürich zurück.

Auch 1862 bin ich zweimal mit meinem Gönner gereist: im Juni nach Freiburg im Breisgau, Bad Suggenthal, Sanct Märgen ins Höllenthal und wieder nach Freiburg zurück. Hier sah ich zum ersten Male ein Münster großen Stils, das edelste Werk der deutschen Gothik. Mag der Münsterthurm für sich im Rahmen aller Gassen, oder vom Schloßberge aus betrachtet werden, wo der Aufbau aus den romanischen und gothischen Massen zur luftigen Spitze sich sammelt, sein Anblick gehört zu dem reizvollsten und ebenmäßigsten, was die Kunst des Mittelalters geschaffen hat. Ich blieb aber auch diesmal wieder am Kleinen haften, ließ mich im Skizzieren von Einzelheiten, des Zähringer Grabdenkmales, von architektonischen und heraldischen Zierden gehen und wandte mich zuletzt noch einem romanischen Werke, der Tennebacher Kirche zu.

Die folgende Reise traten wir am 3. August an, diesmal ins Engadin. Schon damals zog es mich nach Marmels hinauf,

doch hat es noch 31 Jahre gewährt, bis der Wunsch nach einem Besuche dieses Felsennestes in Erfüllung ging. Zu den Wanderungen, die Herr Meyer als unermüdlicher Bergsteiger unternahm, war ich nicht immer aufgelegt. Ich zog das Streifen in der Nähe vor, um nachzuholen, was ich drei Jahre früher nicht hatte zeichnen können. Nur zwei Ausflüge habe ich mitgemacht, auf den Piz Languard und die Alpe Grüm. Das Wetter hatte uns nicht zugestanden, fast täglich stellte sich ein Regenschauer oder ein Gewitter ein. Jede Gunst war deshalb auszunutzen und sie schien auch am 8. eine Ausfahrt gestatten zu wollen. Mit Enderli, dem Wirth zum „weißen Kreuz“ in Pontresina, der damals neben diesem Berufe auch den des Schullehrers und Bergführers betrieb, fuhren wir auf einem Leiterwägeln über die Bernina-Häuser hinaus. Am Lago bianco wurde das Köhlein ausgespannt und dann auch ein Brett gefunden, das uns die Überschreitung eines Baches ermöglichte. Bergamaster Schäfer, denen diese Gelegenheit ein Trinkgeld verschaffte, hatten es im See versenkt. Unter leidlichen Bedingungen wurde die Alpe Grüm erreicht und die prächtige Aussicht auf den See von Leprese und den Palügletscher genossen, doch nur eine Weile, denn wie der Vorhang den Pomp einer Bühne dem Auge entzieht, stieg unbarmherzig eine Nebelwand herab und braute sich aus zur Masse, die undurchdringlich die Weite erfüllte. Bleiben war nun zwecklos geworden, immerhin glaubten wir einen gemächlichen Rückzug bewerkstelligen zu können und waren darum nicht wenig erstaunt, als Enderlin, der sich nicht leicht seiner übersichtlichen Ruhe begab, mit augenscheinlicher Besorgnis mahnte: „jetzt aber meine Herren, gilt es frisch zu laufen.“ Und wirklich, kaum hatte er gesprochen, da fuhr durch den Nebel ein blauer und greller Blitzstrahl hernieder, von einem Krachen gefolgt, als ob wir vor den Schlünden einer Batterie gestanden hätten. So waren wir denn im Wetter mitten drin und hatten dazu noch die Douche zu kosten, die der Sturmwind peitschte und welche jede Runse zum Wildbach machte. Das war die

vornehmste Sorge, die zur Eile mahnte, denn, war der Steg von hinnen, den Enderli beim Lago bianco gerüstet hatte, so stand uns eine Blockade von wenigstens stundenlanger Dauer bevor. Es glückte jedoch, zum Ziele zu kommen, im letzten Momente freilich; denn wenige Minuten später würde das Brett, trotz der Steine, mit denen es Enderli belastet hatte, von dem tosenden Bache mit fortgerissen worden sein. Auch das Pferdchen wäre davongelaufen, wenn es die mittlerweile zurückgekehrten Schäfer nicht eingefangen hätten. Unter einem überhängenden Felsen warteten wir das Furioso ab, um triefend die Bernina-Häuser und, nach einem weiteren Bade, des trefflichen Enderli Obdach zu erreichen. Ein sündfluthartiger Regen hielt auch während der Rückfahrt über den Julier vor. Dann aber traten ein paar herrliche Tage ein, die ich, nach Herzenslust zeichnend, in Chur und Sargans verbrachte.

Auf eigene Faust bin ich im Sommer 1861 (18. August bis 4. September) und im Frühling 1862 (31. März bis 12. April) gewandert. Zuerst, nach einem Besuche des Centralfestes in Zofingen, über Pilatus und Brünig ins Haslithal, über die Scheidegg nach Grindelwald und Interlaken und, weil das Wetter den Gemmi-Übergang verunmöglicht hatte, auf der Eisenbahn von Bern nach Bex und Sitten. Diese Stadt war das Hauptziel der Reise gewesen und ich habe diesen Aufenthalt denn auch mit vollen Zügen gekostet. Hier fand sich alles, was das Herz begehrte: die gute Gesellschaft des Grafen August von Pourtalès (später in Meudon bei Paris und Besitzer des Schloßchens Mauensee im Canton Luzern) und des Malers Dumont von Genf, die beide in Sitten ihre Studien machten, eine entzückende Natur im herrlichsten Sonnenschein verklärt, und dazu lauter Dinge, die den Sinn des Archäologen wie den Trieb des Zeichners zum eifersüchtigen Sammeln spornten. Ich wäre noch länger geblieben, hätte nicht ein kleines Mißgeschick das Ende des Aufenthaltes beschleunigt. Schon bei der Ankunft in Sitten war mein Schuhwerk aufs Schlimmste beschaffen. Wohl

wurde um schleunigen Ersatz aus Zürich gebeten, aber er kam nicht, während des Schusters Miene nach jedem Glücke sich mehr verzog. Endlich, nach wiederholten Mahnungen traf die Sendung ein, aber welchen Inhaltes: zwei Schuhe für einen Fuß! Zum Kaufe neuer hätte das Geld wohl hingereicht, aber wozu diese Ausgabe, da ich doch lieber noch reisen wollte. In Sitten freilich war meine Chaussüre jetzt unmöglich geworden; auf dem Lande höchstens ging sie noch an. So wurde denn St. Pierre-de-Clages als letzte Station gewählt, wo ich anderthalb Tage auf das Studium des merkwürdigen Kirchleins verwandte, aber der Unreinlichkeit des Wirthshauses wegen kein zweites Übernachten riskiren wollte. Von Billeneuve bin ich darauf bis Montreux spaziert auf entzückenden Pfaden, denn damals hat es dort noch eine freie Natur und darinnen eine Fülle des Anmuthigsten von Landsitzen, Dörfern und Weilern im unberührten Zustande aus der guten alten Zeit gegeben. Auch der Weg von Duchy nach Lausanne ist reich an solchen Bildern gewesen; er ist mir trotzdem sauer geworden, weil die Blicke immer wieder auf meine Schuhe trafen und die verlegte Eitelkeit sich erst beruhigte, als auf der Heimfahrt der Gegenüber sich die stromerischen Füße deckte.

Voller Poesie ist die zweite Reise gewesen. Siebzig Franken hatte Herr Meyer gespendet, mit der Weisung, daß dies mein Alles sei und ich folglich zusehen möge, wie lang ichs prästire und wie weit ich komme. Die erste Etappe war Schaffhausen, wo das Münster mit seiner romanischen Umgebung die vornehmste Anziehungskraft übte. Was gothisch war, blieb unvermerkt; und wie sehr mich die Gassen und Plätze mit den reichen Erkern und Portalen und den stattlichen Brunnen erbauten, das war Renaissance, die wir damals noch mit „Zopf“ in einen Tiegel warfen. Wie heute noch die Bergfahrt einen Wechsel von Bildern entrollt, auf denen ein wunderfamer Hauch von Romantik ruht, so war sie vollends höchster Genuß, als es noch keine rauchenden Schlothe und keine Gitterbrücken über dem

Strome gab. Ist Schaffhausen mit seinen Thürmen und seinem Munoth — fast noch eine Merian-Bignette — hinter der Biegung verschwunden, so lenkt die Fahrt in Grün und Stille ein. Wir gleiten in sanften Mulden an Rebhängen vorbei, bis die Weite sich öffnet. Ein Klösterchen, Paradies und weiter oben Katharinenthal verkünden, daß wir auf der Pfaffengasse fahren. In malerischer Gruppierung mit dem Unterhof, der Brücke und dem Aufbau von stattlichen Giebelhäusern zum Siegelthurme stellt sich Dießenhofen dar. Dann folgt die Bibernmühle in der einsamen Waldlichtung zur Linken. Kaum möchte ein stillerer Ort gefunden werden und weithin kein anderer Sitz, der so ganz den Charakter des abgeschiedenen Burghauses trägt. Er übt einen Zauber, wie ihn Niklaus Manuela's Schlößchen und Weiherhäuser erwecken. Wieder geht die Fahrt durch Wald und Feld und Wiesen. Ein Weiler schaut etwa vom Ufer herüber, Rheinklingen mit der Burgstelle, das alte Kirchlein von Wagenhausen, und nun kommt Stein in Sicht mit der Brücke, dem Kloster und dem Hohentlingen, der mit seinen langen Mäßen und dem Thurme dahinter den Rehang krönt. Im „Raben“ bei der Familie Winz quartirte ich mich ein. Ich habe auch später oftmals in dieser traulichen Herberge logirt, wo alles: das wahrhaftigste Haus, die guten Leute, was Küche und Keller spendirten, und die Wirthsstube mit dem Erker dem Gaste behagte. Und so ist auch Stein, das Städtchen, ein Nest voller Herrlichkeit im alten Stile gewesen. Nie wieder habe ich einen Ort gefunden, wo Arbeit und Rast ein gleich poetisches Genießen waren. Eine „Restauration“ war damals noch nicht über das Kloster gegangen. Es stand verlottert, aber in unberührtem Zustande da. Im Saale wurden eben die Wandgemälde copirt, ich nahm diese Gelegenheit wahr, auch für mich eine Anzahl von Durchzeichnungen zu machen. Im Zunfthaus „zum Klee“ war der Saal ringsum mit Scheiben geschmückt und wieder so im Schützenhaus, das außerhalb des Städtchens gegen den Hohentlingen liegt¹⁾.

¹⁾ Vgl. Anzeiger für Schweiz. Altertumskunde 1869, S. 53 u. ff.

Das war eine Pracht. Hier über dem flimmernden Rhein und dort in dem ehrwürdigen Säälchen, das ringsum ins Grüne schaute, so daß wir die seither stattgehabten Änderungen beklagen mußten, wenn durch sie die besonders an letzterem Orte doch sehr exponierten Schätze nicht einem besseren Gewahrjam überwiesen worden wären. Manche Stunde brachte ich auf dem Hohentklingen zu. Im Thurme gab es zu schaffen und von allen Seiten nahm ich Beduten auf. Und wie ließ sich dazwischen im Freien rasten, wenn aus der Tiefe die Mittags- oder die Besperglocken ertönten und das Auge sich nicht ersättigen mochte an dem Blick auf die Fluren, auf das Städtchen, den Stromlauf und den Untersee, wo hüben und drüben die Dörfer, Kirchen und Schlösser zum Wandern und Pürschen lockten. Nur einen dieser Punkte, Wagenhausen, habe ich damals besucht und bei diesem Anlasse den südlichen Flügel des Kreuzganges gezeichnet, der bald darauf seiner romanischen Bogenstellungen beraubt worden ist. Am 5. April, nach dreitägigem Aufenthalte, fuhr ich nach Steckborn, um das nahe Feldbach zu besichtigen. Schon damals bot das vordem so trauliche Kloster einen kläglichen Anblick dar. In den Conventgebäuden hatte ein armes Völklein sich eingeknistet, die Kirche war ausgeplündert und stand als halbe Ruine da. Von dem Hochaltare hieß es, daß er demnächst für eine neue Kirche im Badischen gekauft werden sollte. Im Kreuzgang war noch ein Theil der spitzbogigen Fenstergruppen zu sehen, die erst beim Abbruche 1895 wieder zum Vorschein gekommen sind. Einen hübschen Anblick gewährte dort ein hölzerner, mit barocken Schnitzereien verzierter Kuppelerker. In den Fenstern konnten noch manche Stellen wahrgenommen werden, die vordem mit Glasgemälden ausgefüllt gewesen waren. Am Ostende des nördlichen Kreuzgangflügels hatte in einer Spitzbogennische das Epitaph des Ulrich Goldast gestanden. Ich habe in einer Zeichnung, dem Facsimile der Inschrift und einigen Figurenpausen die einzigen Erinnerungen an dieses Denkmal gerettet.

Auf die Reichenau hatte ich mich schon lange gefreut und es darum an Vorbereitungen durch Lectüre und Copiren der Fickler'schen Aufnahmen nicht fehlen lassen. Nachdem ich die liebliche Strecke bis Ermatingen durchwandert hatte, fuhr mich ein Bootsmann nach Oberzell hinüber. Schon die flüchtige Umschau in der St. Georgskirche zeigte, wessen ich mich auf diesem Eilande zu versehen hatte. In der Vorhalle ließ mich ein Gemälde aus dem XVII. Jahrhundert verweilen, das in drolliger Ausführlichkeit die Geschichte des frommen Hundes Turesco schilderte und sie durch folgende Inschrift erläuterte: „In der Statt Lisabon war ein weiß-roth gesprenkelter Hund Turesco mit nahmen, der so offt man bei tag oder znacht das Glockenzeichen in der pfarkirchen gab, die Kranken zu versehen, das hochwürdig Sakrament züchtig sowohl auf als in die Kirche zurückbegleitete und ehrfurchtslose zur Wahrdung stellte und zur Anbettung des Altargehaimnuß eufrigst anhielt. Möchten die bewohner der Sintlas=Au ohne Turesco solches thun.“

Mit guter Beute und den Erinnerungen an die lieblichen Punkte, die das Ziel der vielfachen Streifereien auf der sonnigen Insel gewesen waren, bin ich am 7. April nach Konstanz gewandert. Bis dahin hatte ich billig gelebt, in Stein, als ob ich ein Anverwandter der Wirthsleute gewesen wäre und im „Bären“ auf Reichenau so, daß der Weg zum Schlafgaden durch den der Metzgerbursche führte. Im „Adler“ zu Konstanz stellten sich die Verhältnisse schon wesentlich anders dar; ich ahnte, daß ich mich sputen mußte, unter Dach zu bringen, was das Reiseprogramm verzeichnet hatte. Auch ein anderer Schatten war heraufgezogen. Meine Liebhaberei ist damals das Facsimiliren gravirter Metallplatten gewesen, deren eine, der Grabstein des Abtes Georg Piscator ich schon auf Reichenau-Mittelzell abgerieben hatte ¹⁾. Noch viel mehr forderte dazu die schönste

¹⁾ Diese Abriebe fanden auf Filtrierpapier mit einer Mischung von Rienruß mit gleichen Theilen von Wachs und Anschlitt statt.

Platte im Konstanzer Münsterchore heraus, und da ich allein in der Kirche war, schien es nicht übel, dem Drange nachzugeben. Es war ein dummer Einfall, und da hatte ichs auch gleich, als auf den Schlag der Mittagsglocken die Thüren sich öffneten und der Küster mit einer Miene kam, die ein starkes Gewitter in Aussicht stellte. Er brach denn auch los mit einer Interpellation und darauffolgender Rechtsbelehrung, die jeden Einwand fruchtlos machte, sodaß ich froh sein mußte, mit meiner Mappe und den eilends zusammengeframteten Filtrierblättern wegzutommen. „Da seht, das ist so einer, der kei Gott hat,“ hörte ich ihn die schon versammelten Gassenbuben belehren, als die Kirchenschwelle überschritten war. Mit dem Geschmaç an Konstanz war es nun vorbei, die Rechnung im Adler hatte ihn obendrein auf Null gebracht. Keineswegs war mir darum die Reiselust abhanden gekommen. Ludwig Vogel hatte oft von Überlingen erzählt und diesen Ort als ein Schatzkästlein voller merkwürdiger Dinge gepriesen. Auch ein Bauschüler, Becker aus Holstein, mit dem ich in Zürich studirte, war willens gewesen, dorthin zu gehen, und so mochte denn dieses Ziel mein letztes sein. Im „Löwen“ fand sich das volle Getriebe des Marktens vor; Bauern, wie sie die „Fliegenden Blätter“ malten, und ein Eilen der Aufwärtinnen, daß ich nur im Sturm die Antwort erhaschte, es möchte Becker wohl in der Kirche sein. Dort in dem schönen Münster kam er auch wirklich hinter den Chorsthühlen hervor. Er wußte kaum genug von dem Schönen und Guten zu loben, das allerorts im Städtchen und nicht zum mindesten in seiner Herberge sich finde. „Hier müssen Sie bleiben,“ fügte er bei, und das war auch mein Gedanke, nur über das Fragezeichen kam ich nicht hinaus, dessen Größe gerade im entgegengesetzten Verhältnisse zu der meiner Barschaft stand. Allein diese Sorge wußte mein Freund zu zerstreuen; der Oberkellner im „Löwen“ sei die beste Haut und fahrenden Scholaren so wohl gesinnt, daß ich mit fröhlicher Zuversicht dort leben möge. Drei köstliche Tage habe ich darauf verbracht, ein Städtchen kennen gelernt, das in Kirchen und



Profanbauten, in seinen Gassen und den Resten alter Fortificationen des Reizvollen und Interessanten die Menge bot, und ein Haus, dessen Führung und Gäste alles erfüllten, was mir von deutscher Gemüthlichkeit vorgemalt worden war. Und Ende gut — alles gut. Als am Abschiedsmorgen der Kellner die häufig erwartete Rechnung präsentirte, da zeigte sich, daß selbige nicht nur bezahlt werden konnte, sondern noch ein Saldo blieb, der gerade bis Herisau reichte, wo sich das Weiterkommen dann von selber gab.

Hier bei den Meinen habe ich manche Ferien verbracht, zu meist um die Jahreswende. Wenn nun der Schnee oft meter-

hoch um das Häuschen lag, die Raben krächzten und nur etwa ein Einsamer über den Obstmarkt huschte, wenn der Schornsteinrauch im Flockengestöber verrieth, wie behaglich ringsum genistet wurde, da hatte die rechte Stimmung Platz gegriffen. Nicht selten kam es dann vor, daß der Mittagstisch gerüstet wurde, bevor ich nur einmal von der Arbeit, dem Copiren alter Vorlagen oder dem Ausführen eigener Skizzen aufgesehen hatte. Als täglicher Gast kam Doctor Hohl ins Haus, der immer etwas Neues brachte. Er war auch in allerhand Päscheleien geübt, insbesondere mit der Galvanoplastik vertraut, die er mir zu Gefallen dazu verwandte, um Stempel nach seltenen Siegeln herzustellen.

Mit Tante tauschte ich alles aus, was Sinn und Herz bewegten, und je reifer ich wurde, umso höher wußte ich ihre klare Einsicht, die Milde des Urtheils und den hingebenden Muth zu schätzen, in dem sie ihr sicheres Gottvertrauen erhielt. Im Sommer fand sich auch Großmamma ein. Sie wohnte bei uns, seit Tante (1858) verwittwet war. Ihrer Güte und Weisheit willen war sie von jedermann verehrt, auch von solchen, die ihr nicht näher standen. Rückhaltlos, ohne dennoch zu verletzen, weil aus allem die Lauterkeit einer hohen Gesinnung und die Erfahrung des Alters sprach, verstand sie, den überströmenden Jugendmuth zu zügeln und mit milden Einwürfen die Rede zu meistern, die sich frühreif über Bekenntnisse und Zustände zu urtheilen vermaß. So gerne wie in den Kinderjahren hörte ich ihren Erzählungen zu. Ein helles Gedächtnis hatte ihr alle Erinnerungen aus früheren Jahren bewahrt, und wenn sie auf Familiensachen zu reden kam, da war mirs, als ob der Geist der Ahnen in ihr verkörpert sei. Sie erschien mir als Schutzgeist des Hauses, vor dem kein Unrecht und nichts Unlauteres bestehen mochte und zu welchem sich alle mit Ehrfurcht und Liebe hingezogen fühlen mußten.

Zu Hause war ich glücklich und fühlte mich wohl, wogegen das äußere Dasein je länger je weniger meinem Geschmacke ent-

sprach. Wohl waren noch etliche meiner früheren Kameraden daheim geblieben, es hätte somit an geselligem Verkehr nicht fehlen sollen. Allein das Kartenspiel, das den Hauptbestandtheil der Unterhaltung bildete, war mir ebenso fremd, wie der Inhalt der Gespräche, die sich kaum über Persönliches oder Geschäftssachen zu erheben vermochten. Was das Übrige galt, ging aus dem Bekenntnis eines Freundes hervor, daß er als Hochzeitsreisender zwar Köln besucht, auf die Besichtigung des Domes aber verzichtet habe, und ein anderer sprach trocken aus, daß es ihm vor Alterthümern „grause“.

Zu Land und Leuten war die Zuneigung geschwunden, seit ich anderswo gewesen und auch mit Schweizern anderen Schlages in Berührung gekommen war. Die Landschaft — ich spreche nur von Außerrhoden — ist lieblich, die Luft gesund und herrlich rein, frohe Aussicht bietet sich überall dar. Trotzdem geht ihr Charakter nicht über das Einerlei von gleichartigen Formationen hinaus; es kommt mir, wenn ich das Ländchen durchwandere, vor, wie wenn ich mich stets auf derselben Stelle drehte: ich sehe Hügel mit dunklem Walde, grüne Matten mit verkümmerten Obstbäumen, Häuschen und Ställe daran, die recht proper, aber mit Zurückweisung alles Charakteristischen oder künstlerisch Reizvollen recht nüchtern sind. Vergebene Mühe ist das Suchen nach einer Parthie, die nur halbwegs einem Bilde gleicht; wie das Malerische, so geht dieser Landschaft jede Spur des Romantischen ab.

Ich ging nach St. Gallen, wenn ich eine mir zusagende Umgebung finden wollte. Am liebsten trieb ich mich um das Kloster herum, wo die Parthie über der Steinach die reizvollste war. Noch hatten damals zwei Thore gestanden, das Speiser- und das Plakthor, dessen Außenseite ein gothisches Steinbild des Stadtwappens zwischen einem Geharnischten und der Figur eines Kaufmanns schmückte. Auch das Schlendern durch die Gassen bot viel Anziehendes dar. Noch waren die Reihen schlicht behäbiger Bürgerhäuser nicht entstellt durch moderne

Zwischenbauten, die ihren Charakter vernichten und ihren Maßstab herunterdrücken. Zahlreicher als heute sind auch die reich geschmückten Erker gewesen. In der Stiftsbibliothek hat Joseph Anton Henne den lebenswürdigen Führer gemacht, dem dafür größerer Dank gebührt, als der um die Experimente, denen er die ihm anvertrauten Manuscripte unterzog. Im Stiftsarchive war ich so glücklich, eine reiche Sammlung von Siegeltempeln vorzufinden, und ebenfalls freundlich wie Herr v. Gonzenbach, der dort regirte, kam der Stadtschreiber Dr. Hermann Wartmann dem Gesuche seines nachmaligen Freundes um die Bewilligung zu Abdrücken entgegen. Gern bin ich nach Rorschach und öfters zu den Frauenklösterchen Rotkersegg und Magdenau gegangen. In der Vesperstunde war es in den Kirchen so feierlich stille, daß das leiseste Geräusch hinter dem hochgelegenen Chorgitter sich bemerkbar machte. Ich meinte die Nonnen zu sehen, wie sie huschend, die eine und andere mit zagem Schleifen aus den Zellen kamen. Ein Rauschen von Gewändern, Töne wie sie von alten Schnupferinnen kommen, unterdrücktes Geräusper und halblautes Geflüster zeigten die Sammlung an. Jetzt tönten die Stimmen zusammen, ein langes Anrufen von Heiligen und dünnes Singen, dazwischen die Orgelklänge, erst brodelnd und dann ein Schwellen zu weichen Accorden, die auf und nieder wogten wie die Stäublein auf der Sonnenfluth. Es schien, als ob die Engel und Heiligen auf diese Strahlengarbe herunter wollten, die mit fester Schräge das Helldunkel von dem Gold- und Farbengepränge des Hochaltars durchzog.

In Zürich war ich im „Lindenhof“ ein ständiger Gast. Stets Montags nahm ich mit Tante Henriette am Mittagstische theil. Mit dem Studentenleben hatte sie sich immer noch nicht völlig ausgesöhnt. Es plagte sie der Gedanke an das wilde und burschikose Treiben, von dem ihr im väterlichen Hause aus Göttingen und Jena erzählt worden war. Meist fing deshalb das Tischgespräch mit Warnungen an, die vornehmlich aus der Furcht vor den Trinksitten kamen. Dann lenkte sie wohl auf

das Thema von Familiensachen ein, wobei sie nicht müde wurde, die Genealogien zürcherischer Häuser zu entwickeln und sich ärgerlich fühlte, wenn mir alsobald die Maschen dieser vielfältigen Gewebe durcheinandergerathen, oder gar zerfallen waren. Mit rührender Anhänglichkeit war Tante ihren Verwandten und Angehörigen zugethan. Solche, die der Unterstützung bedurften, hat sie bei jedem Anlasse meiner künftigen Fürsorge empfohlen. Von öffentlichen Werken, Vereinsachen u. dgl. hielt sie sich eher fern; sie kehrte auch keine Wohlthaten heraus. Was dafür im Stillen geschah, hat folgendes gezeigt: Tante hat mich einmal, so schön ichs könne, den Titel „Sparhafen“ auf einen Umschlag zu schreiben und belehrte mich dann, warum sie das wolle. Ich sagte es zu, worauf sie mir beim nächsten Besuche ein Schriftstück mit nachstehendem Inhalte zu lesen gab: „Daß Du, lieber Rudolf, mir versprochen hast, nach meinem Tod meinen Wunsch zu erfüllen und den Zins meiner Ersparnisse, wie ich es bis zu meinem Lebensende thun werde, zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden, hat mich innig gefreut. Du wirst Dein Glück nur um so fröhlicher genießen, wenn Du Hülfbedürftige mit einer Gabe erfreuen und manchem Armen Erleichterung bringen kannst. Möge Gottes Segen ferner auf Dir ruhen.“ — Gleiche Sorge wandte sie den Familiengräbern zu, für deren würdige Unterhaltung die Zinsen eines kleinen Kapitals verwendet werden sollten. Außerdem ist mein Wohl ihr Alles gewesen. Ich hielt drum stille, wenn sich die Betrachtungen und Ermahnungen etwa auch im Plazregen ergossen, denn sie wollte mir imponieren und das Letzte ist doch wieder eine Gutthat gewesen. „Häst öppe wieder Schulde?“ grollte sie aus. Ich bekannte, wie sich die arithmetischen Dinge verhielten, um den Urlaub mit einem Zuschuße zu bekommen, der, sorglich eingeschlagen, vielleicht schon seit Tagen in Tantes Schreibtisch gelegen hatte.

Viele vergnügte Abende habe ich im „Unteren Berg“ am Hirschengraben in dem gastlichen Hause des Herrn Friedrich

Steinfels verbracht, der 1862 Herrn Pfarrer Cramer's Tochter geehelicht hatte und als munterer Gesellschafter und geschickter Zeichner einen regen Antheil an meinen Arbeiten nahm.

Ende 1862 bin ich Zofinger geworden. Freunde, welche die weiße Mütze trugen, hatten mich dazu bewogen. Das Leben im Verein war anfänglich rauh. Es regierte eine ältere Generation, deren Lauteste für die Formen der Urbanität ein geringes Verständniß hatten. Später ist es besser geworden. Es traten solche ein, die mit Begeisterung der Wissenschaft lebten und den Ton ihrer Bildung auch auf das gesellige Leben übertrugen. Etliche davon sind meine Freunde durchs Leben geblieben: Conrad Stockar, der nachmalige Oberrichter; der spätere Architekt in Basel, Eduard Vischer, und Gerold Meyer von Anonau, mit dem mich Büdinger's Vorlesungen in nähere Berührungen brachten. Sie knüpften sich bald zum engen Freundschaftsbunde, der ebenso sehr aus der Gemeinschaft wissenschaftlicher Interessen, wie aus dem Gefühle gegenseitiger Sympathie erwuchs. Häufige Spaziergänge führten zum lebhaften Austausch der Gedanken, der keine Geheimnisse mehr bestehen ließ und einen täglichen Verkehr zum Bedürfniß machte. Stets gleichmäßig gelaunt und in menschlichen Dingen so vornehm wie als Jünger der Wissenschaft gesinnt, schien er mir zum Vorbild und Muster von der Vorsehung gegeben. Conrad Ferdinand Meyer hat ihn später einmal „einen rechten Freudenmacher“ genannt, und wirklich, ein Feingefühl im Überraschen und in Rundgebungen der Anhänglichkeit hat sich den Seinen gegenüber in jeder Lage bewährt.

Mit der Mutter meines Freundes bin ich erst später und zwar zunächst in brieflichen Verkehr getreten. Solange ich in Zürich weilte, schien mir eine gewisse Reserve zu walten, deren Berechtigung meine stillen Gefühle für ein im Hause aufblühendes Cousinchen bestätigen mußten.

So kam es auch, daß eine Vorstellung vor Gerolds Onkel, dem alt Staatschreiber Junker Conrad Meyer von Anonau

unterblieb. Nur einmal in flüchtiger Begegnung hat mich der Zufall mit diesem Herrn zusammengeführt; was ich von ihm wußte, rührte aus Berichten meines Freundes und aus Mittheilungen anderer her. Er hatte, seitdem er schon 1839 aus dem Staatsdienste geschieden war, ein stilles Privatleben geführt, in dem sich die Geselligkeit auf den engsten Verkehr beschränkte. Vornehm in seiner Erscheinung, von einnehmendsten Formen, in körperlichen Übungen gewandt und philologisch so reich begabt, daß er schon als Student in sechs Sprachen konversierte, würde er sichere Erfolge im Gelehrtenberufe oder auf der Laufbahn des Diplomaten davongetragen haben. Es ging auch sein Streben danach; aber des Vaters Wille setzte die Bestimmung zum Juristen und den Eintritt in die Staatsdienste durch. Die Folgen sind Resignation und Vereinsamung geworden, in der die Pflege freundlicher Häuslichkeit und die Beschäftigung mit historischen und philologischen Dingen sein Alles waren. Ein reiches Gemüthsleben, weiter Blick und ein Anflug von eleganter Schalkhaftigkeit sind ihm trotzdem geblieben und in meiner einzigen Begegnung hat sich eben diese letztere bewährt. Ich hatte, wie öfters, bis zehn Uhr bei meinem Freunde gearbeitet und wollte im Dunkeln zum Hause hinaus; da trat mir unter der Thüre eine Gestalt entgegen, in der ich, nach der Mühe und dem seltsamen Mantel zu schließen, einen Vertreter der Feuerpolizei zu erkennen glaubte. In studentischem Übermuth warf ich die Frage auf, ob er denn auch noch hineinbegehrte. „Gewiß, wenn Sie's erlauben,“ ließ sich die Antwort verbindlich und doch so überlegen ironisch vernehmen, daß ich, von der Ahnung einer Blamage erfüllt, mich sachte von hinnen trollte. Sie stand denn auch fest, als Gerold am folgenden Morgen mit herzlichem Lachen und der Bitte erschien, ich möchte dem Herrn Onkel den Zutritt zu seiner Wohnung doch fürderhin nicht mehr verwehren. — Zu Weiterem bot sich kein Anlaß mehr; ich habe das oft bedauert, weil durch die Bande, die nach dem Tode dieses würdigen Herrn sich knüpften, mir dessen Be-

kanntschaft ein theures Vermächtniß geworden wäre. Er ist am 18. Mai 1865 aus voller Geistesfrische geschieden. Neben dem Sterbebette aufgeschlagen — er hatte noch am Morgen darin studiert — fand sich eine russische Grammatik vor ¹⁾.

Über dem vielen freudvollen in diesen Jahren lagerte aber doch so etwas, das den Wolkenschatten auf sonnigen Landschaften glich und sich öfters zum Schleier verdichtete, der mir den fröhlichen Ausblick benahm, die Sorge nämlich, ob ich das Maturitätsexamen bestehen möchte. Zum Entscheide drängte jetzt alles hin. Sah ich im Zimmer eines Freundes seine Matrikel hängen, so ging mir ein Stich durchs Herz; immer drückender kam mir der Gedanke vor, in einem gleichsam nur geduldeten Verhältnis zur Universität zu stehen. Auf ein Fach, die Mathematik, die ja nur der Prüfung willen gepflegt werden mußte, sah ich mich genötigt, einen Aufwand von Zeit und Arbeit zu verlegen, der mir umso saurer wurde, als es bei einem rein mechanischen Lernen verblieb, und wieder so schwerfällig fand ich mich mit den grammatikalischen Forderungen ab.

Es war ein Trost und ein Glück, daß ich für beide Disciplinen die rechten Lehrer fand, die mit unsäglichem Geduld ihr Alles verwandten, um den Muth ihres Schülers zu heben und jeden Fühlfaden ausfindig machten, durch den sich die spröden Stoffe einführen ließen. Das war zunächst Frau Schweizer-Sidler, die Gattin des Professors der klassischen Philologie an der Universität. Diese schon bejahrte und energische Dame ist der Schrecken der Gymnasiasten gewesen, die ihrer Nachhülfe für die Lateinstunden bedurften. Mir ist sie stets die wohlwollende und treue Freundin gewesen, die das redliche Streben ehrte und es mit Mitteln förderte, die ein großes Verständnis für die individuellen Veranlagungen bewiesen. Stets wußte sie Beobachtungen einzuflechten, welche die Kälte verscheuchten

¹⁾ Vgl. den von seinem Freunde Dr. J. Heinrich Meyer-Dörsner verfaßten Nachruf in der „Neuen Zürcher Zeitung“ 1865, Nr. 147. 27. Mai.

und den Sinn auf das Hehre oder Gemüthvolle lenkten, das aus den Schriften der Alten zu ihr sprach. Kam auf Niobe's unsäglichen Jammer die Rede, so knüpfte sie die Erinnerungen an den eigenen an, den sie am Sterbebette eines Kindes durchlebt hatte, oder sie wies auf die Schönheit der Virgil'schen Bilder hin, von dem Treiben des Aeneas und seiner Gefährten am Meeresstrande und forderte mich auf, von der eigenen Vorstellung eine Skizze zu bringen. Nie bin ich muthlos weggegangen, und gleichermaßen hat mich der Unterricht ihres Gatten erbaut, der bei vorgeschritteneren Kenntnissen die Führung unternahm.

Auch die Bürde der Mathematik hatte ein freundlicher Mentor so leicht gemacht, als sie einem Träger werden mochte, der in ihr sein Kreuz erblickte. Vorwärts und rückwärts sagte ich die Lehrsätze her, im Schlafe sogar, denn bis ins Traumleben gähnten mir diese Gespenster nach. Einen Lehrer hatte ich schon verbraucht, einen kränkenden Mann, der in Augenblicken meines Unvermögens sich bis zum Ungestüm erhitzte. Als der gute Papa Graeffe (S. 25) das hörte, bot er sich kurzweg an, mich selber zu lehren. Täglich um zehn Uhr fand ich mich auf seinem Zimmer ein, und wirklich, was kein anderer verrichtet hätte, das brachte dieser kluge und ehrwürdige Meister zuweg. So klar und faßlich gingen seine Entwicklungen vonstatten, daß sich ein Vorhang nach dem andern von den Geheimnissen verzog. Schonend nahm er auf die jeweilige Verfassung Bedacht. Sah er, wie allen Erläuterungen zum Troste das Begriffsvermögen ins Stocken gerieth, so hielt er inne, schloß lächelnd das Buch und sagte: „Sie sind nun wieder einmal der Mathematik verschlossen; gehen Sie in den Strohhof, trinken Sie ein Glas Bier und kommen Sie in einer halben Stunde zurück.“ Ich folgte, fand mich wieder, und Graeffe hatte die Genugthuung, sein Pensum noch selbigen Morgens erfüllt zu sehen. Im Winter 1861 auf 1862 habe ich mich selten vor halb zwei Uhr zur Ruhe gelegt und öfters nach einem Balle noch Latein getrieben. Das ging so, bis im kommenden Herbst der Saldo aufgelaufen war

und die Natur ein Veto erhob. Meist um halb neun Uhr pflegte ich eine Pause zu machen, um ein Stündchen mit meinen Freunden zu verplaudern. So war ich wieder eines Abends in den Strohhof gekommen, als ich, kaum abgessen, mich unwohl fühlte. Ich ging hinaus, um frische Luft zu schöpfen; da plötzlich war's, als ob mich ein Faustschlag getroffen hätte. Ich war ohnmächtig umgefallen, zum Glücke von Niemand gesehen, erwachte auch alsobald, um schwankend nach Hause zu gehen, mit einem Brausen im Kopf, als ob mir alle Glocken geläutet hätten. Tags darauf beschied mich mein Vormund zu sich, es war ihm der Vorfall bereits durch Herrn Graeffe gemeldet worden. Mit freundlichen Worten sprach er seine Theilnahme aus und schloß damit, daß jetzt ein Austrag geboten sei. Zum nächsten Termine müsse ichs wagen; glücke mirs durchzukommen, woran er nicht zweifle, wohl und gut; mit dem Bewußtsein, das Redlichste gethan zu haben, möge ich mich im umgekehrten Falle getrösten. Zugleich empfahl er mir, seinen Freund, den Professor Heinrich Grob zu besuchen, der als Mitglied der Prüfungskommission mir seine Rathschläge nicht vorenthalten werde.

Mit einer Art, die zum Herzen ging, trat dieser Herr auf meine Angelegenheiten und Pläne ein. Ich fühlte sogleich, daß mir mein Vormund einen theilnehmenden Beschützer gewonnen hatte. Eine Ähnlichkeit mit Ludwig Richter fiel schon damals auf; ich habe sie bei späterer Bekanntschaft mit dem ehrwürdigen Künstler bestätigt gefunden. In seiner Erscheinung drückten sich Weisheit, Milde und väterliche Würde aus, mit einem Anflug von Schalkhaftigkeit, die ihn als schlagfertigen Meister auch scharfen Gegnern gewichtig machte. Er frug mich im Verlaufe des Gespräches, wie weit ich mit den historischen Studien gekommen sei? „Nicht über die Kreuzzüge hinaus,“ lautete mein zerknirschter Bescheid. „Nun denn“ — fuhr er fort — „Sie werden binnen wenigen Wochen ins Treffen kommen. Alles weitere, was Sie noch erzwingen wollten, wird nur Verwirrung und Müde bringen. Repetiren Sie fleißig, nicht zu Hause, son-

dern auf Spaziergängen, deren Sie bedürfen, um Kopf oben und kaltes Blut zu behalten.“ So etwa entließ er mich — die Hoffnung auf Erfolg war neu belebt.

Endlich in der ersten Oktoberwoche hatte die Abrechnung begonnen, mit Clausuren zunächst, die mir das Bitterste waren. Den deutschen Aufsatz machte ein angehender Theologe mit. Er setzte sich hin, schrieb, daß nur so die Zeilen flogen und ein sauberes Manuscript vollendet war, bevor ich nur erst den Entwurf gerichtet hatte. Ich rang bis zur Dämmerstunde, der Verzweiflung nahe, um ein Machwerk zu gebären, das ich im Gefühle erklärten Bankerottes hinterließ. Ob es jetzt besser ginge? Das Schreiben auf Frist und Kommando mit dem Bewußtsein, daß es gar noch das Schicksal bestimme, ich glaube, das dürfte so wenig wie damals gerathen. Jener Theologe, der jetzt in Untersträß amtierende Pfarrer Winkler, ist mir dann noch einmal schreckhaft geworden durch eine Botschaft, die er am Vorabend der mündlichen Prüfung brachte: das Metrum sei ihm im letzten Examen zum Falle geworden, in dieser Richtung möchte ich mich darum wohl versehen. Das war ein harter Schlag. Mein Musikgehör ist leidlich bestellt; ein jedes Trommlerstücklein konnte ich wiedergeben, das Standiren aber ist das Sauerste gewesen, was die Lektüre der Alten mit sich brachte; es war eine Noth, die hundert Possen spielte und jetzt in ganzer Größe vor mir stand. Noch spät am Abend stellte ich sie Professor Schweizer vor, der mich freundlich auf den kommenden Morgen beschied. Schon acht Uhr fing ein geduldiges Repetiren und Erläutern an. Fruchtloses Beginnen, denn wie ein Mühlrad trieb sich der Wust von Regeln und Versen, Noth und Bangen im Kopfe herum. Auf Schweizers Rath versuchte ich es, im Linnatspitze die Sammlung zu finden und lief da herum wie einer, dem die Verzweiflung grinzt. Das Weitere ist ein zielloses und stumpfes Schlendern gewesen, fast bis Orlikon, wo ich unversehens aus einer Equipage angerufen wurde. Mein Freund Hans Wunderly saß drinn, der sein Erstaunen äußerte,

mich auf so einsamen Pfaden zu finden. Seinem Rath, ihn heim zu begleiten und den Rest des Vormittages in der prächtigen Campagna am See zu verplaudern, folgte ich gern, und wirklich, wozu auch ein edler Frühtrunk das Seinige that, die Geister hatten sich wieder gefunden, sodaß ich um zwei Uhr nun festen Muthes ins Examen ging. Der erste Gang in der gefürchteten Mathematik lief derart ab, daß ich von Bieren als Bester bestund, und noch überraschender ließ sich der folgende an. Daß auch Schweizer=Sidler examiniren würde, hatte dieser väterliche Freund mir wohlweislich verschwiegen. Nun stand er da und steuerte mein Schifflein so munter hindurch, daß jegliches Bangen ein Ende nahm. Als letztes Fach wurde Geschichte, und auch sie durch einen Gönner, Professor Grob, so spielend geprüft, daß Röchly's sonores „nun lassen wirs gut sein“ einen fast scherzhaften Ausklang gab. Nach kurzer Berathung war der Wahrspruch gefällt; ich trat wieder ein und ging — als Student hinaus, um einen jubelnden Luftsprung zu thun, wie der greise Pedell, mein erster Gratulant, bis dahin noch keinen gesehen haben mochte. Nicht meinem Wissen schrieb ich diesen Ausgang zu, sondern der Achtung, die ernster Wille gefunden hatte und der Stimmung von Männern, die ebenso sehr der Ausfluß persönlichen Wohlwollens, wie der Sympathie für die ihrem Schülking vorschwebenden Ziele war.

Ein Reischen in Gesellschaft meines Freundes Zeller folgte nach. Wir fuhren nach Basel, streiften um Dornach und Marienstein herum und legten größtenteils zu Fuß die Strecke durchs Birsthal und von Delsberg nach Biel zurück. Das Treiben im Wintersemester ist freudiges Schaffen und sorgloses Genießen gewesen. Den Vorlesungen Röchly's und Schweizer=Sidlers blieb ich treu; diejenigen Büdingers über mittelalterliche Geschichte arbeitete ich gemeinsam mit Gerold und in Benutzung der einschlägigen Literatur aufs Sorgfältigste aus. Es waren köstliche Stunden, die wir oft Abend für Abend über dem Nachschreiben und anregendem Austausch verbrachten und welche

den Plan bestimmten, auch Künftiges, den Aufenthalt in der Fremde, mit einander erleben zu wollen. Viel habe ich mit Lasius und am meisten mit Lübbe verkehrt, dessen Schilderungen den Zug nach dem Rheine und all den Dingen, die ich dort sehen werde, zum enthusiastischen Sehnen stimmten.

Zwei Erinnerungen ungleicher Art heben sich endlich aus der dazumaligen Bildfläche hervor; die eine an den letzten Ball, auf dem ich tanzte, und zwar als einer Figur, die, hätte man meinen sollen, die respektabelste unter den Costümierten war. Frau Stadtrath Cramer im „Bären“ hatte dazu gerathen, da sie eine perfekt erhaltene Rathsherrentracht aus dem XVIII. Jahrhundert besaß. Ein einziges Häcklein steckte dabei, das war meine Wadenlosigkeit, die sothaner Aufzug verrathen mußte. Zwar sagte Frau Cramer's Tochter mir jegliche Auskunft zu, sie werde füttern und runden, bis Form und Ebenmaß gewonnen seien, und wirklich hat ihr die Arbeit alle Ehre gemacht. Aber etwas blieb doch, das böse Gewissen, das keine Kunst zu bemänteln vermochte. In solcher Stimmung fand ich mich auf dem Bellevue ein. Es war ein buntes Treiben, das auch Berwöhnten gefallen mußte. Aus stolzer Polonaise schmetterten die Trompeten der Augsburger zum Walzer über: ich tanzte mit und hatte schon Warte und Waden vergessen, als plötzlich ein helles Gelächter erscholl. Was mochte das sein? ich ahnte es gleich, denn unwillkürlich glitten die Blicke hinab, um das Sprichwort bestätigt zu sehen, daß nur ein Freund zum Verräther werde. Ich hatte harmlos zwei Fähnlein geschwungen, die bunt und lustig aus den gestopften Waden ragten und welche kein anderer als der schlimme Süßkind (S. 25) mir beigesteckt haben konnte. Mit der Rathsherrenwürde war es nun gründlich vorbei, und der Tanzkunst, die ohnehin nie meine Passion gewesen war, habe ich von da an überhaupt entsagt.

Die letzte Theilnahme an einem studentischen Anlaß ist die an dem Leichenbegängnisse eines Commilitonen gewesen. Aus voller Lebenskraft hatte ein tückisches Leiden diesen jungen Medi-

ciner den Seinen entrissen. Er war ihr Stolz gewesen, auf den sie gebaut und alles verwendet hatten, was ein bäuerlicher Haushalt ertragen mochte. Wir wußten das und wollten es durch sein Ehrengelage bezeigen. Unser Beerli war in Hüntwangen auf dem Rafzerfelde gestorben, dort sollte er auch bestattet werden. In langer Auffahrt fanden am Morgen die Wagen sich ein, mit all dem Gepränge, das studentische Ehrung erheischt. Wir bemerkten das Aufsehen, das diese Kundgebung erregte und fühlten bei aller Trauer einen begreiflichen Stolz. Es war auch ein ergreifendes und schönes Bild, wie dem Sarge, den Jünglinge trugen, die theilnehmende Gemeinde und dieser der Zug der akademischen Freunde mit ihren Abzeichen folgte, ein lautloses Wallen über die fahlen Felder, das sich senkte, verbarg und auf der Welle, woher die Glocken tönten, zur vollen Länge sich hob. Fast war das Kirchlein zu eng, um alle aufzunehmen, welche den Worten des greisen Predigers und dem letzten Freundesgruße, einem weihvollen Gesange, lauschten. So würdig wie der Aufzug ging die Heimkehr von statten. Es dämmerte schon, als der letzte Akt in dem Saal erfolgte, wo wir so oft mit unserem Freunde gefeiert hatten. Nur drei schwache Flämmlein zuckten ins Dunkel herab, wo Mann für Mann seinen gewohnten Platz am Stammtische nahm. Jetzt stilles Erheben, der Vorsitzende sprach, wir wirbelten die Gläser, tranken sie aus und kirkten sie nieder, ein weites Zerstreuen von Scherben, die unter den Tritten der lautlos Abziehenden ein Knirschen und Prasseln von sich gaben, das wie Getön von unwirsch Sterbenden in die Seele schnitt.

* * *

Wenn die Reiser knospen und die Naturlaute sich mehren, wenn zum Amfelschlag die Finken in den Büschen zwitschern und der Hahnenschrei von den grünenden Wiesen tönt, wenn die Sonne wärmt und das Auge, wohin es sich wendet, ein frohes Erwachen und treibendes Leben sieht, da will der Geist



Wellberg in Ueberlingen, 1862.

sich nicht mehr im Engen gedulden; es treibt ihn, den Flug ins Weite zu thun; in die Gedanken, die beim Lampenschein so willig dem Wissensdrang gehorchten, mischen sich andere ein, die Erinnerungen an durchlebte Wandertage und die Sehnsucht nach neuen, die weite Pläne spinnt, oder dem Zuge zum Erreichbaren eine feste Richtung verleiht. kaum hatten die Frühlingsboten sich angekündigt, da war es um meine Ruhe geschehen. Zur Reichenau flogen meine Gedanken zurück, wenn ich „um den Stoc“ den gewohnten Morgenspaziergang machte; ich sah mich als Wanderer mit leichter Bürde ziehend, ich hörte die Dohlen um alte Häuser, Thürme und Kirchen schwätzen, von denen ich ein Bildchen nahm, und kehrte in trauliche Herbergen ein.

Ein paar Wochen später, da war alles erfüllt. In Rorschach hatte ich am 30. März 1863 den Schweizerboden verlassen, mit Gerold, der sich als Führer angeschlossen und den Reiseplan durch Schwaben bis zum Rhein mit kundiger Berücksichtigung der mir vorschwebenden wissenschaftlichen Ziele entworfen hatte. Wie soll ich die Freuden schildern, die Tag für Tag das Wandern bot. Heute zu einer Kirche oder einer Burg, ihr Name hat einen guten Klang, ihr Bild war auch schon bekannt; dann wieder ein unverhoffter Fund in irgend einem alten Städtchen; dazwischen ein erfrischender Marsch, eine Fahrt auf der Eisenbahn, die, wenn das Auge von dem Wechsel der eilenden Bilder ruhte, den Anlaß zur Rückkehr in die schon durchlebten Genüsse, zum anregenden Austausch der Gedanken und Eindrücke bot. Zu alledem Tag für Tag ein Umgang mit neuen Leuten, die uns freundlich entgegenkamen, mit Wärme auf unsere Interessen eingingen und manchen Rath für neue Ausfahrt gaben.

Von Überlingen war die Reise ausgegangen über Salem nach Heiligenberg und dann wieder an den Bodensee. Blaubeuren und Ulm waren die nächsten Ziele. Hier war Gerold ganz zu Hause; auch manchen verborgenen Schatz hatte er bei früheren Besuchen herausgefunden. Eine prächtige Tour auf

den Hohenstaufen, nach Gmünd und Lorch, über Adelberg und Taurndau nach Göppingen zurück hatte er ebenfalls geplant und mit Nachweisen geführt, die mich mit heimlichem Neid um die Correkttheit und Vielseitigkeit seines Wissens erfüllten.

Das machte der Unterschied in der Umgebung, in der wir beide aufgewachsen waren; ich fern von allen Anregungen wissenschaftlicher Art, mein Freund unter der Obhut eines gelehrten Vaters und einer geistvollen hochgebildeten Mutter, die beide daheim und auf Reisen den Interessen des aufgeweckten und lernbegierigen Knaben eine gründliche Unterlage, feste Richtung und sicheren Aufschluß auf alle Fragen bieten konnten. In ruhigem Fortgange, leicht erfassend und stets unter den Ersten hatte er als Gymnasiast das köstliche Gut einer klassischen Bildung erworben, ich stoßweise auf wechselvollen Pfaden eine lückenhafte Bildung empfangen.

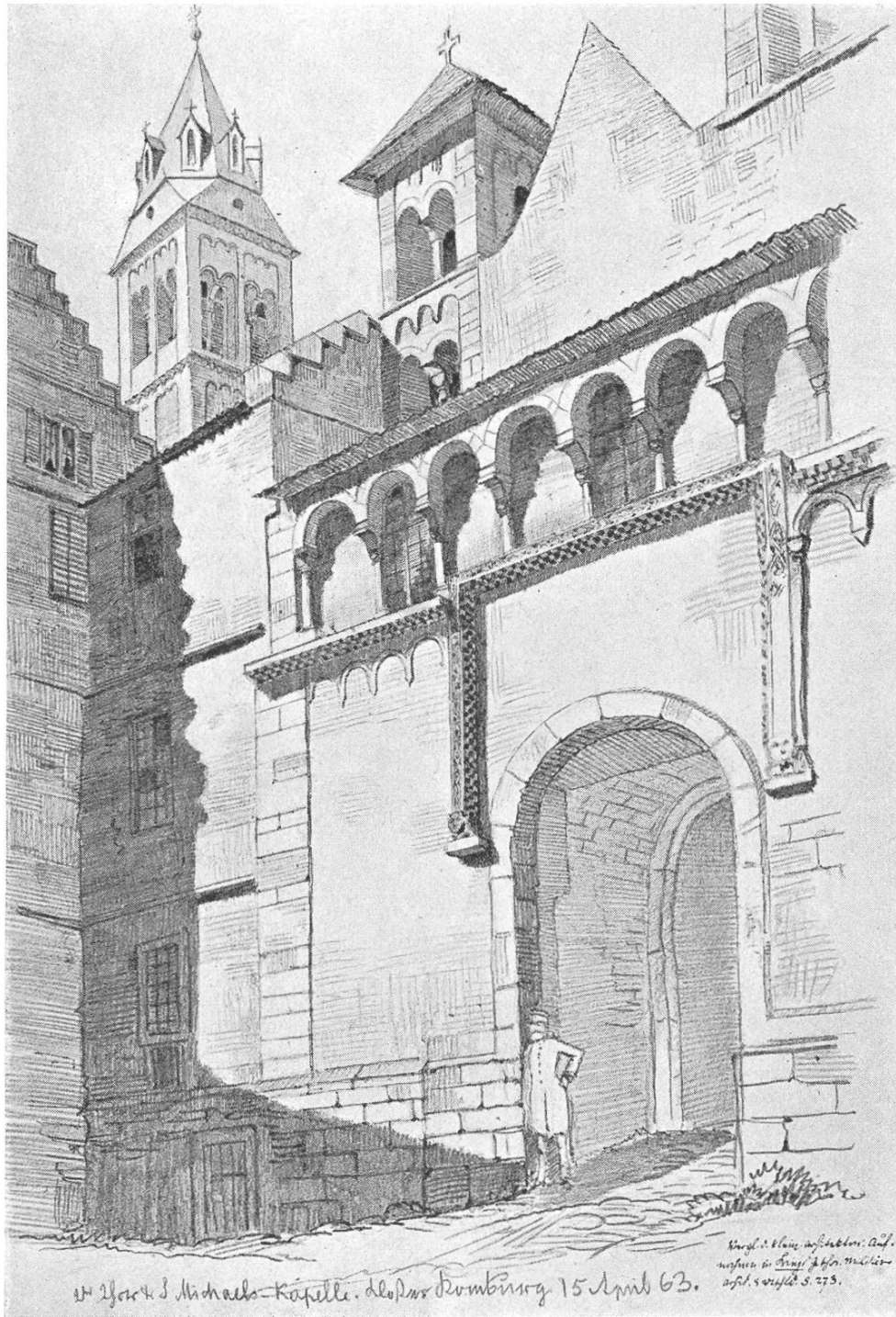
Auf eine Etappe hatte ich mich besonders gefreut; jetzt war auch diese erreicht. Wir hatten Tübingen besichtigt und darauf den Weg nach Babenhausen zurückgelegt. Das war noch das alte Kloster, nicht die königliche Residenz von heute, fast unberührt und mancherorts in Winkeln, in monumentalen Theilen und Befestigungen so beschaffen, daß nur die Mönche fehlten, um Sinn und Auge ins Mittelalter zu versetzen. Wir hatten, mein Freund und ich, uns so verständigt, daß keiner des andern Pläne kreuzen oder kürzen sollte. Hielt mich die Arbeit fest, und zog es ihn als freier Mann zu ziehen, so trat er seine Refognoscirungen an, von denen er mit lehrreichen Beobachtungen wieder kam, oder er nahm auch einen mehrtägigen Abstecher vor, um mir das Stelldichein auf einer neuen Etappe zu geben. Oft hat er neben der Arbeit gegessen, mir plaudernd Unterhaltung geleistet, oder Vorlesungen gehalten, die sich auf die Geschichte der Örtlichkeit bezogen. In den Oberamtsbeschreibungen wußte er aus dem Fundamente Bescheid, sodaß zur zeichnerischen Beute stets wieder eine Summe wissenschaftlicher Belehrungen kam.

In Stuttgart fand ich die Nachricht von dem Tode meiner guten Tante Henriette vor. Das war der einzige Schatten, der die Reise trübte. Sie war schon schwach und leidend gewesen, als ich ziehen sollte. Ich war darum gewillt gewesen, noch länger zu bleiben, wenn ihr Arzt, Professor Locher-Zwingly, eine baldige Wendung voraussehen würde. Er urtheilte jedoch, daß diese ebensogut binnen kurzem, wie erst nach Monaten erfolgen könnte. Seine Meinung sei daher, daß ich unfehlbar reisen sollte. Ich ging, und habe den Muth und die Fassung bewundert, in der sie mir im Bewußtsein des letzten Grußes ihre Wünsche und ihren Segen gab.

Maulbronn war das nächste Ziel. Ich hatte mich monatelang danach gesehnt und habe trotzdem noch alle Erwartungen übertroffen gefunden. Eine Restauration war damals noch nicht begonnen, es gab auch alte Theile, wirthschaftliche Bauten, die heute nicht mehr bestehen. Die Gesellschaft einiger Karlsruher Polytechniker trug dazu bei, die Arbeitslust zu spornen; es war ein eifersüchtiges Pürschen, auf das wir uns verlegten, bis ihm das Abenddunkel ein Ende machte und das Plaudern und Pokuliren im Gasthause begann.

Gerold hatte mittlerweile seine eigenen Wege eingeschlagen. Am 14. April trafen wir in Lauffen zusammen, um nach langer Fahrt erst um 11 Uhr Nachts in Hall am Kocher anzulangen. Von dieser, seiner Heimath, hatte Gräter (S. 13) so viel erzählt, daß wir von allem unterrichtet waren, was die Runde durch das Städtchen und die Umschau im Weiten bieten würden. Seine Verheißungen täuschten nicht; an Kirchen, Brunnen und Häusern weisen die steilen Gassen so viel Anziehendes auf, daß ein längerer Aufenthalt sich wohl gelohnt haben würde. Des Nachmittags wurde das nahe Kromburg besucht. Der Weg dem Kocher entlang ist reich an Bildern, die zu den reizvollsten im Schwabenlande gehören. Unter-Limpurg bereitet auf die Überraschungen vor, die uns auf Kromburg werden sollten. Kein vornehmerer Standort hätte sich finden lassen, als der sanfte Hügel, auf dem

das ehrwürdige Stift mit seinen Ringmauern, Thürmen und dem Geschachtel von Bauten und der sie überragenden Kirche in das lieblichste Thalgelände herunterschaut. Ein Bild der stolzesten Art bietet der zweite Thorbau dar, ein romanisches Werk mit der zweithürmigen S. Michaelskapelle darauf. Dem steilen Aufstieg folgt eine Treppe, die unter dem „Archiv“, einem romanischen Centralbau hindurch zu der Kirche führt. Sie mag im XVII. oder XVIII. Jahrhundert erbaut worden sein. Nur die drei romanischen Thürme blieben verschont und drinnen der mächtige Kronleuchter, der zu den aufwändigsten Werken dieser Art aus dem XVII. oder XVIII. Jahrhundert gehört. Auf so viel Anziehendes war ich nicht gefaßt und darum noch fieberhaft ins Schaffen vertieft, als Gerold zum Aufbruch nach dem Eintorn mahnte. Er war in Gesellschaft eines Alten, namens Baur, eines ehemaligen Aufsehers in der Kriegsschule von Ludwigsburg, herumgestreift, der zu der Invalidencolonie auf Romburg gehörte. Ein befreundeter Offizier in Ludwigsburg hätte ihn dazu aufgemuntert; es werde ihm Freude machen, ein Original zu finden, das, wie wenige, gewandert sei. Das war in der That des Alten Lust gewesen. Er war als Urlauber nach Jerusalem gepilgert und, immer zu Fuß, wiederholt nach Italien gezogen; einmal fast bis Rom, als er, kaum mehr einen Tagmarsch von diesem Ziele entfernt, den Rest des Urlaubes überschlug. Der reichte eben noch hin, um heim zu kommen; also im Eilmarsch zurück, um auf die Stunde zum Appell zu kommen. Der Eintorn ist ein Aussichtspunkt, der die weiteste Rundschau gewährt. Auch dahin hatte unser Invalide den Führer gemacht. Wir stiegen über das ehemalige Frauenkloster Ilgen- oder Agidienthal hinauf, aber droben fing ein verdrießliches Regnen an, und im Berghause, wo eine gefallene Jungfrau mit ihrem Brustkind hauste, roch es so schändlich und sah es so unappetitlich aus, daß ich mich trotz der Masse ins Freie verzog. Die Rede „es stinkt wie auf dem Eintorn“ haben wir noch öfters als Sprichwort gebraucht.



Kloster Kumburg, Tor und St. Michaelskapelle, 1863.

Köstlich ist die Neckarfahrt von Heilbronn nach Heidelberg gewesen, über die Maßen reich an Eindrücken aller Art, denen der Wechsel von Scenerien rief: ein Gleiten zwischen bewaldeten Strecken, ein geheimnißvoller Schluß, als ob die Fahrt ein plötzliches Ende nähme; dann unversehens eine rasche Biegung, ein Weiler, ein Städtchen, auf das eine Burg, ein wehrhafter Thurm, eine Ruine herunterschaut. Endlich um zwölf Uhr kommt das aus tausend Bildern bekannte Wahrzeichen in Sicht, Staffeln am grünen Hange, mit roten Mauern von dachlosen Palästen und wuchtigen Thürmen darauf, bald auch die Stadt, ein vielfältig bewegtes langes Geschiebe am hellen Strand, die Bogenbrücke, die sich in dem linden Strome spiegelt und dahinter die Ferne, die mit Duft und Glitzern den Austritt des Neckars aus dem Grün der voll und weich geformten Berge begrüßt. Wessen Heidelberg sich rühmt, das Schloß, die Stadt, der Philosophenweg mit seinen köstlichen Ausblicken, das wurde genossen und alles schien uns verklärt durch die Wonne des Lenzes, der allerorten Blüthen, Flaum und Blättchen trieb, durch das Freiheitsgefühl, das die Herzen schwellen machte, durch das frohe Treiben, das lauter Neues, zum erstenmal ein Bild des ächten deutschen Studentenlebens zu schauen gab.

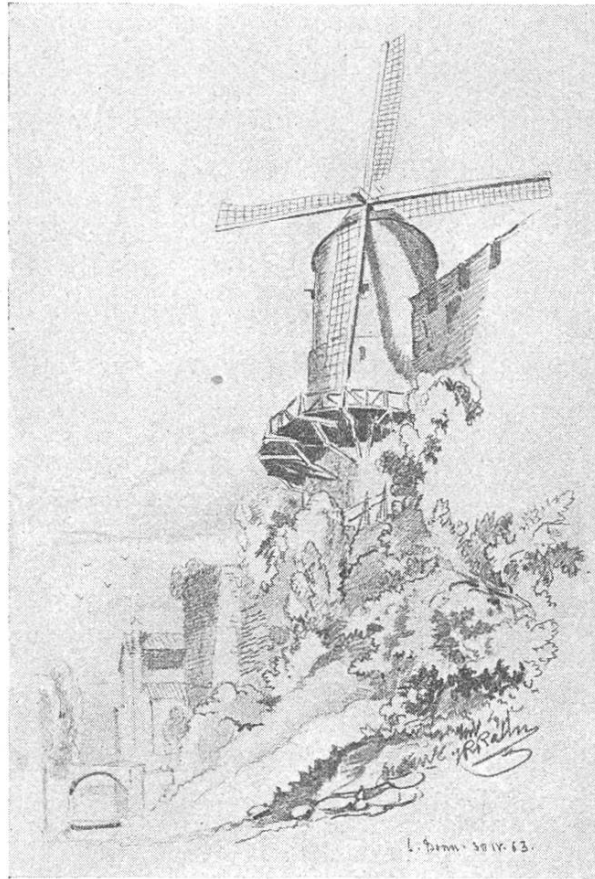
Und wieder so froh, denn wir wußten, daß es im Sommer ein Wiedersehen und ein bleibendes Beisammensein am Rheine gab, zogen wir dem Endziele entgegen. Den Weg hatte Gerold bestimmt, eine Eisenbahnfahrt bis Friedrichsfelde und dann zu Fuß über Brühl nach Retsch. Hier sollte die Fahrt auf dem „alten Rhein“ beginnen, die uns, zum poetischen Beschluß des gemeinsamen Programms, nach Spener bringen würde. Nach kurzem Wandern durch ein theilweise bewaldetes Wellengelände langten wir bei dem Schifferdorte an. Bald war auch Einer gefunden, dessen Art und gutes Boot ein lustiges Fahren verhieß. Nur etwas machte uns stutzig, die fragende Miene, mit welcher der Mann unser Vorhaben vernahm. Als er gegangen war, um sein Schiffergeräthe zu holen, fing ein leichter Regen an. Auf

dem Wasser war jeder Tropfen zu sehen und die Kreise, die sich um ihr Plätschern zogen. Gibt es eine Strömung? mußten wir uns unwillkürlich fragen, und wohin zieht sie unter dieser unbeweglichen Fläche, die nicht dem Rheine, sondern einem stehenden Wasser gleicht. Endlich vom Stapel und neues Befremden, denn nur der eine der Mannen war ins Boot gestiegen, der ander hatte Posto am Ufer gefaßt und schien da noch eines weiteren gewärtig zu sein. Das kam denn auch, ein Tau, das in schlankem Wurf hinüberflog und behende aufgefangen über die Schultern geschlungen ward. Dann zog er an und ging, in- deß der Fährmann im Boote den unentwegt in gebückter Haltung Ziehenden mit festen Stößen des Schifferstachels sekun- dierte. Nun war auch alles klar: des Fährmanns Miene, die Tropfen und Kringeln auf dem Wasser und — das Ziehen. Wir hatten gemeint, mit vollen Segeln rheinabwärts zu steuern, und jetzt erst gewahrt, daß die Reise eine lange und öde Berg- fahrt war. Als der sicherste Geograph und Führer hatte sich Gerold zuvor und später wieder bewährt, jetzt war auch ihm etwas Menschliches passiert.

In Speyer fand unser Abschied statt. Ich sah mich dann wieder im Dome um, besuchte auch den von Worms und brachte, bevor ich das dritte der mittelhheinischen Münster kennen lernte, einen herrlichen Montagmorgen in Oppenheim bei der Katha- rinenkirche und auf der Landstron zu. In Mainz fing die Rhein- fahrt an, mit all der Pracht und Poesie, die sie damals noch in weit höherem Maaße als heute zu kosten gab. Noch lief die Eisenbahn erst dem linken Ufer entlang, der Ausblick gegenüber war unbeeinträchtigt durch die gerade Linie, welche das Ufer drückt und die Dämme, hinter denen sich heute die Städte mit ihren Giebelhäusern und Kirchen verbergen, keine Nummern waren am Strande geschrieben, keine rauchenden Schloten zu sehen, kein Rettengerassel zog hinter den Dampfern her. Gerold hatte mir einen Halt in Bacharach empfohlen und gut gerathen, denn nicht freundlicher hätte der Willkomm am Rheine sich ge-

stalten können als hier, wo alle Reize der Landschaft und architektonischer Poesie concentrirt erscheinen. Ich stieg zur Wernerskapelle und zur Burg Stahleß hinauf, spazierte nach Steeg und kehrte durchs Blücherthal ins Städtchen zurück, wo ein freundliches Geplauder mit den Stammgästen „zur Post“ den Abend beschloß. Am folgenden Tage, es war der 21. April, führte mich der holländische Dampfer „Stolzfels“ als einzigen Passagier der neuen Heimath zu. Es war drei Uhr Nachmittags, als die Anfunft in Bonner erfolgte.

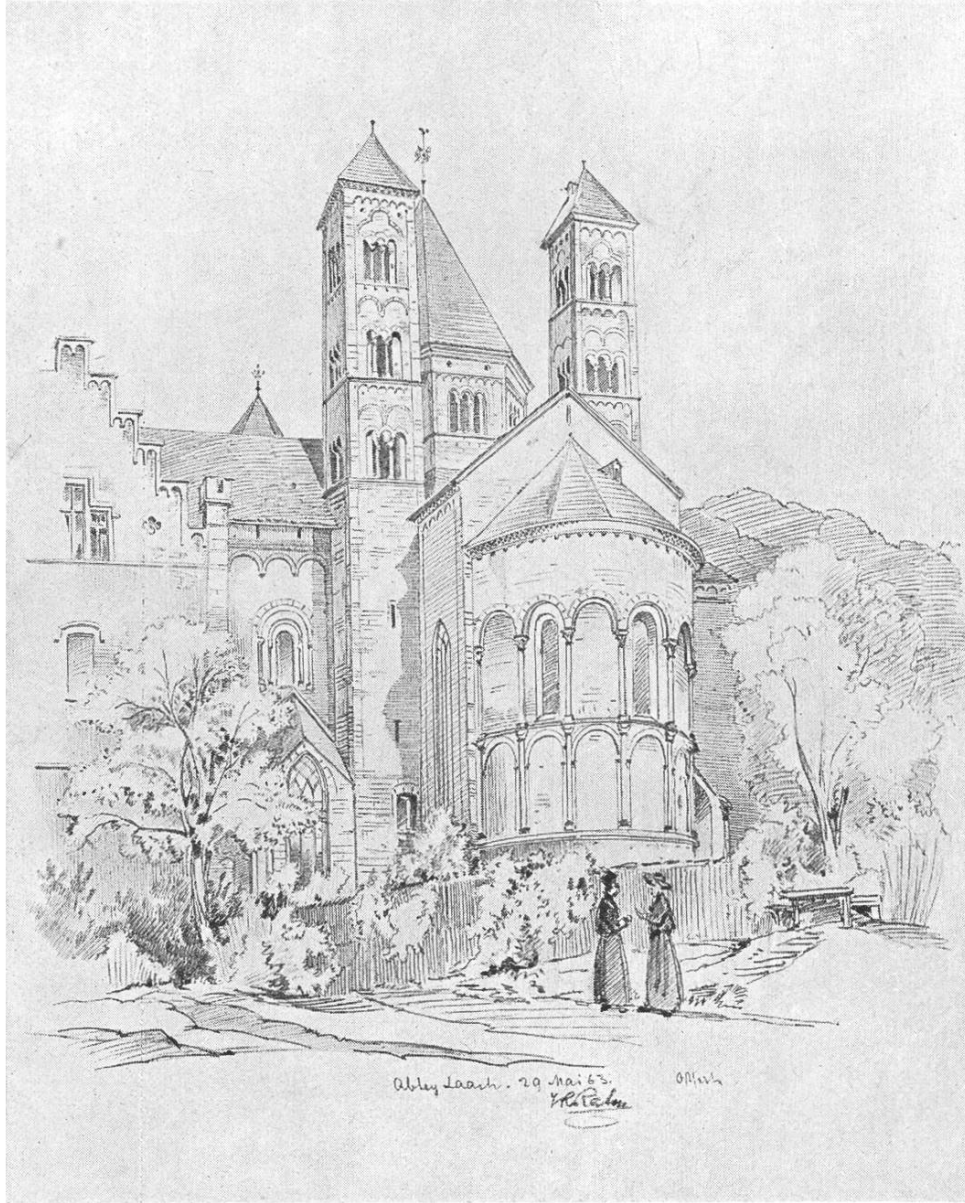
Der Zug nach dem Rheine war schon seit langem erwacht. Wie hätte es auch anders kommen können. Schon da, wo der Strom die Landesgrenze bildet, ist ihm ein wunderbares Etwas eigen; nicht die landschaftliche Schönheit allein, denn so manchen der frischen Alpensöhne, die nach dem Meere ziehen, kommt sie in gleichem Maaße zu, sondern es ist der romantische Hauch, der alles verklärt: die helle Fluth, die Gestade, an denen sie vorüberzieht, die Städtlein und Schlösser und Klöster, die hüben und drüben stehen, alle so wohl bekannt, daß die Fahrt einem Traume gleicht, der uns lauter Trautes malt; es ist ein Wechsel von Bildern, Erinnerungen und Eindrücken, der uns wie in einer Märchenwelt umfängt. Und je weiter rheinabwärts, umso voller stehen die Blüthen in dem Sagen- und Liederkranze, der



sich über dem Strome schlingt und seine Ufer umrankt, nimmt ein stilvolleres Gepräge der Landschaft überhand und stellt sich stets vornehmer der Charakter der Denkmäler dar, denn wir nähern uns den Stätten, von denen die Kunst in weitem Bereiche ihre befruchtenden und belebenden Strahlen empfing.

In Voraussicht alles dessen war die Wahl auf Bonn gefallen. In der Nähe ist Köln, die denkmalreichste der deutschen Städte gelegen. Anderes für den Kunst- und Alterthumsforscher bietet sich nach allen Richtungen dar und wohin sie zielen, ist das Fahren und Wandern Genuß. Was die Universitätsstadt zu bieten hatte, sollte sich erst noch erweisen. Wohl hatte ich schon in Zürich von Anton Springer gehört, aber nichts von persönlichen Beziehungen, die ihn mit Lübke verbunden hätten, auch keines seiner Bücher bis dahin gelesen; und so war denn mein künftiger Lehrer, dem ich in der Folge so vieles verdankte, für einmal noch ein unbeschriebenes Blatt.

Bonn, die Musenstadt, bot nicht den Anblick dar, den ich erwartet hatte. Ihre Lage auf der Staffel, mit der das Vorgebirge des Venusberges nach dem Rheine abfällt, ist freundlich und frei, es fehlt auch an Punkten nicht, die mit froher Aussicht den mächtigen Strom und die Ferne mit der klassischen Silhouette des Siebengebirges beherrschen, aber dem Gesamtbilde gehen die Reize ab, die den rheinaufwärts gelegenen Städten ihr historisches Gepräge verleihen. Nicht alt und nicht neu war die Signatur des Centrum, von dem sich erst Anfänge von Außenquartieren, die Coblenzer- und Meckenheimerstraße ins Grün erstreckten. Eindrucksvoll stellten sich außer dem romanischen Münster nur die weiland Churfürstlichen Bauten des jetzigen Universitätscomplexes dar, welche die Südfronte der Stadt begrenzen, Hauptstücke mit weitläufigen Flügeln, die meisten schmucklos, aber von vornehmen Verhältnissen, die so recht den stolzen Sinn verkörpern, der die fürstlichen Prälatenhöfe des XVIII. Jahrhunderts beherrschte. Ein schöner Wehrbau mit frühgothischen Bögen und zwei halbrunden Thürmen war das



Benediktinerabtei Laach, 1863.

Sternenthor. Unweit davon, auf einer Schanze von Büschen und Bäumen umgeben, hatte eine Windmühle gestanden, die erste, die ich in Wirklichkeit sah; ihr Bild ist bald in meine Mappe gewandert. Der Mittelpunkt des öffentlichen Treibens, wo auch der Charakter der örtlichen Bauweise seinen bestimmten Ausdruck empfängt, ist der Markt. Hier stehen Haus an Haus mit ihren engbrüstigen Giebelfronten gereiht, freilich keines mehr in mittelalterlicher Gestalt. Aus der Mitte ragt die „Pyramide“ empor, wie die Bonner den Obelisk des Marktbrunnens nannten. Den gewichtigen Abschluß im Süden bildet das Rathaus, ein Bau, der auch noch unter der Gnadensonne Churfürstlicher Herrlichkeit entstand. Unter der Freitreppe war die Husarenwache installiert. Allabendlich rief sie ein gelles Kommando und Trompetengeschmetter heraus, das aus kurzem Gestöß in langgezogene Töne überging und mit frommer Weise in der Nachtluft verhallte. Was immer in Bonn sich zeigen wollte, zog über den Markt, die schmucken blauen Königshusaren, Prozessionen, studentische Paraden und anderlei weltlicher Pomp. Vor aller Augen wurde beim Sternenthor das Bauzeug auf die Kutschwagen geladen, in denen die Weißen, Violetten und Rothten auf den Sand zum Waffenspiele fuhren. Auch nächtliche Rencontres haben hier öfters gespielt. „Tempelpyramide“ wurde darum schlechtweg der Marktbrunnen genannt. Nur wenige Theile, die hinter der Universität und beim Münster gelegenen Gassen und Plätze hoben sich reinlich und etwelchermaßen vornehm von einem Wesen ab, das den Schlendrian eines verknöcherten Spießbürgerthums verrieth. Charakterlos waren die engen Gassen, abscheulich die vielen Metzgerläden, vor denen die frisch geschlachteten Thiere in Pelz und Fellen hingen; Cloaken und Wasserleitungen gab es nicht, dafür Gassen, die mephistisch hauchten und im Winter zu barbarischen Zuständen führten, wenn die überlaufenden Rinnsale gefroren und Niemand daran dachte, sie mit Sand oder Asche passierbar zu machen.

Ein gutes Logis hatte sich bald gefunden. Es war am Markt,

fast mitten weitwärts gelegen, und führte die Hausnummer 172. Miethfrau und Hausbesitzerin war Frau J. C. Dernen geb. Mertens, eine ächte Rheinländerin, die ihr Wittwenstand nicht schwer bedrückte. Mein Zimmer, im zweiten Stock gelegen, das einen Kofen hatte und aus zwei Fenstern einen lustigen Blick auf den Markt gewährte, ließ sie sich mit neun Thalern monatlich bezahlen, zwei Silbergroschen wurden für das Frühstück berechnet. Nach Bonner Sitte lief der einzige Zugang mit langer Treppe durch den Kaufladen hindurch, wo mit Mercerien, Käse, Häringen und anderen nützlichen Sachen gehandelt wurde. Stets aufgeräumt wie die Patronia, war auch ihr Factotum, Herr Junkersdorf, der mit „Karelche“, einem schlagfertigen, aufgeweckten Jungen die Kunden bediente, indeß Frau Dernen ihr Kommen und Gehen aus dem Hinterstübchen überwachte. Oft habe ich dort mit meinen studentischen Hausgenossen ein Abendstündchen verbracht bei Schwänken und Liedern, deren Blüthen die Witwe zum besten gab: „D Göllner Drigges“, oder „De rote Wing, de stoppt“ und wie diese Schalkslieder von rheinischem Schrote sonst noch neckten. Gleich munter that sich ein Student der katholischen Theologie hervor, Sion, der mehr dieses Namens, als geistlichen Sinnes wegen zum Seelenhirten berufen schien. „Ists nicht schade“ — frug er einmal nach einem Lied — „daß ich, ein so strammer Kerl, allein bleiben muß?“

Durch meines Vormundes Vermittelung war ich in das gastliche Haus eines Mitbürgers, des Professors der Chemie, Hans Heinrich Landolt, empfohlen worden. Im Schlosse Poppelsdorf, wo er seine Amtswohnung hatte, war ich bald ein regelmäßiger Gast. Auch meine Zürcher Freunde, Gerold, Dr. Hans Wirz und Franz Müller aus Zug wurden von Anbeginn ihres Bonner Aufenthaltes gleich freundlich aufgenommen. Scheinbar zurückhaltend und oft durch seine Arbeiten präoccupiert, war Landolt doch einer frohen Unterhaltung nicht abgeneigt, und wenn er einmal aus sich ging, gab sich in Reden und Urtheilen ein tiefes und warmes Gemüthsleben kund. Seine

Gattin hatte er in Bonn gefunden. Auch sie war eine Schweizerin, aber in Bonn geboren, ein feines Frauchen, deren Züge an Angelika Kaufmanns Selbstporträt erinnerten, froh und beweglich, von dem ich mir trotz des geringen Unterschiedes der Jahre nicht wenig imponieren ließ, denn sie verstand es, die Mitte zwischen Schalkhaftigkeit und einem Tone zu treffen, der die Unterhaltung zu einer distinguirten machte. Wirzens Ankunft brachte die Musik zu Ehren, in der Frau Landolt als Pianistin ein feines Verständniß für die Klassiker bewährte. — Kinder sind allezeit meine Lieblinge gewesen, und so hatte ich bald auch das Herzchen des Landolt'schen erobert, eines zwei- bis dreijährigen Mädchens, das erst zwei Jahre später ein Brüderchen bekam. Dermaßen hatten wir uns gefunden, daß eines Abends der scherzhafte Vorschlag, mit heim zu kommen und bei mir zu bleiben, alles Ernstes angenommen und die Rückgabe in Mammams Arme unter Thränen als eine bittere Enttäuschung empfunden wurde. Landolt war nicht redselig, aber er liebte den Scherz und machte bei guter Laune auch selber welche, womit er, wie alle Trockenen, einen doppelten Erfolg erzielte. Ergößliches brachte er aus seinen Prüfungen mit, von einem Philologen, der statt der üblichen Fragen nach dem Barometer und Thermometer einmal die nach den Elementen beantworten sollte. „Sie wissen, was ein Element ist?“ Ein zaghaftes „gewiß“ erfolgte darauf, und weiter: „ein Fixstern“, als auch ein solches genannt werden sollte. Der Magister wurde gleichwohl geholt und nach der üblichen Pause auch der Doctor gemacht.

Ein Gast des Landolt'schen Hauses ist auch Dr. Dor von Beven gewesen. Als ehemaliger Zofinger kam er mir von anfang an freundschaftlich entgegen. Später ist er in hohe Stellung gelangt. Er hatte gesundheitshalber einen Aufenthalt in Aegypten gemacht und sich dort mit dem Schulwesen befaßt. Aus diesen Studien ist dann eine Schrift hervorgegangen, welche die Aufmerksamkeit des Chediven erregte und dem Verfasser,

als er wieder nach Cairo kam, die Ehre brachte, an die Spitze des Unterrichtsministeriums berufen zu werden. In dieser Stellung ist Dor Bey gestorben. 1876 während eines Aufenthaltes in Beven habe ich ihn in seinem väterlichen Hause besucht, aber nicht mehr den launigen Welschen von ehemals, sondern einen fast gnädigen, vom Bewußtsein des großen Herrn erfüllten Gönner gefunden, der mich durch seinen nubischen Diener mit Waadtländer traktiren ließ.

Nächst Landolt waren es seine Schwiegereltern, Herr und Frau Schallenberg-Kaiser aus Menzingen, die mir in ihrem Hause am Münsterplatz ein freundliches Heim gewährten. Dort gab es eine Lieblingspeise, geröstete Kartoffeln, die kein rheinischer Koch bereiten konnte und welche regelmäßig erschienen, wenn der joviale und vielgereiste Alte die Erzählungen und Vorweisungen aus seinen Künstlerjahren in Düsseldorf und in Italien beendigt hatte.

Auch ein Freundeskreis war schon bald gefunden. Zwischen Heidelberg und Friedrichsfelde hatte sich die Bekanntschaft mit zwei Badensern angebahnt, die ebenfalls Bonn bezogen, mit Jakob Lüroth, dem nachmaligen Professor der Mathematik und Geh. Hofrath in Freiburg i. Br. und Friedrich Haape, der jetzt als Geh. Regierungsrath in Baden-Baden residirt. Der stille und stets besonnene Lüroth war zum Professor prädestinirt; Haape wollte Philologe werden, aber sein Naturell, in dem sich der Pfälzer ächten Schlages verrieth, gab schon damals einem gelinden Zweifel an dem Erfolge dieses Vorhabens Raum. Er hat sich auch bald eines andern besonnen, ist Jurist geworden und damit gut gefahren. Was dem Bücherkram von anfang an widerstrebte, ist nicht bloß Lebenslust, sondern der Zug zum Realen gewesen, der mit angeborener Menschenkenntnis, rascher Auffassung und einem treffsicheren Mutterwitz gepaart, ihn zeitig die Richtung erkennen ließ, in der ihn eine vertiefte Schaffensfreudigkeit und männlicher Ernst von Staffel zu Staffel brachten.

Von anderen Deutschen sind die Stuttgarter Philologen Bilfinger (nachmals Gymnasial-Professor in Stuttgart) und Adolf Rapp (später Director der Cult-Ministerialabteilung für Gelehrten- und Realschulen in Stuttgart, gestorben den 15. Januar 1905 daselbst) meine Freunde geworden; und noch näher schloß ich mich Zweien an, die schon in Zürich meine Kameraden gewesen waren, dem Heraldiker Adolf Grenser aus Dresden, der für kurze Zeit in einer Bonner Buchhandlung conditionirte, und dem nachmaligen Geologen Armin Balter. Das Wiedersehen mit diesem frischen, guten und anregenden Burschen war eine Freude, die mir schon in den ersten Tagen widerfuhr. Wir sind dann in täglichem Verkehr geblieben, der reiche Nahrung durch die gemeinsame Liebhaberei fürs Zeichnen empfing. Oft jeden Nachmittag, wenn die liebe Sonne uns am Studirtisch nicht mehr duldete, sind wir skizzirend herumgestreift, in der nächsten Umgebung, wo die lauschigen Feldwege mit Ausblicken auf freundliche Dörfer und Weiler schon vor den Mauern begannen, oder wir suchten die Höhen ab und streiften dem Rhein entlang. Auch häufige Ausflüge ins Siebengebirge wurden unternommen, ohne die Bequemlichkeiten, welche jetzt die vielen Curse bieten. War das Dampfschiff nicht mehr zu haben, so wurde auf der „Ponte“, der Rheinfähre, nach Beuel übergesetzt und der Weg nach Heisterbach oder Königswinter unter die Füße genommen. Für Balter sind diese Streifereien der Ausgangspunkt eines neuen Daseins geworden. Er war oft trübe gestimmt, niedergeschlagen und auf dem besten Wege, ein Hypochonder zu werden. Daß Examen-sorgen und Überarbeitung die Ursache seien, brachte ihm erst sein Medicus bei. Er rieth ihm ins Freie zu gehen, die Grillen durch Strapazen zu vertreiben und erst gekräftigt wieder zu den Büchern zu sitzen. Und wirklich kam Balter als ein anderer zurück. Er hatte auf der Löwenburg beim Förster gehaust und von dort seine Streifzüge gemacht, südwärts bis auf den einsamen Regel, der im Volksmund den Namen eines nicht näher

zu bezeichnenden Riesenproduktes führt. Seither hat er von den Bergen nicht mehr gelassen. Aus dem Zoologen, der mit einer Dissertation „de genitalibus sphingidarum“ promovirte, ist ein Geologe geworden, der in Klüften und Felsen keine Furcht und keine Entbehrungen kannte und im Dienste der Wissenschaft jegliches Wagnis unternahm.

Endlich die Schweizer, deren einer nach dem andern kamen, als erster Franz Müller von Zug, der jetzige Chef des schweizerischen Departements der Landwirtschaft in Bern. Landolts hatten mir dieses frische Bürschchen empfohlen, das sich eines Tages mit grüner Freischarenmütze, dem Abzeichen der weiland Murenser Cleven, und mit schüchternen Formen präsentirte. Ein *changement de toilette* wurde sogleich gemacht und bald auch die Befangenheit abgestreift, hinter der sich ein helles, gescheites, zu allerhand Streichen geneigtes Wesen entpuppte. Einer davon ist besonders mutwillig gewesen. Müller besaß die Gabe, jegliche Handschrift nachzuahmen, auch wenn er sie nur einmal gesehen hatte. So Sybels, in der er eine Einladung an Gerold erließ. Schon war von den Eingeweihten Toilette gemacht und der Weg nach der Coblenzerstraße angetreten, als wir bei „Wittwe Kuland“ den feierlich Gestimmten mit Necken auf unsere Freiheit verwiesen. „Hols doch dieser und jener“, ließ er sich aus, „ich würde ja lieber bei Euch sitzen,“ worauf nun erst der Pseudo-Sybel bekannte, und unter Lachen der Einzug zum Stammtisch erfolgte.

Das Opfer eines anderen Späßes ist Jakob Deri geworden. Wir hatten in Erfahrung gebracht, wie haushälterisch er mit seinen Kerzen verfuhr, und gleichzeitig war ruchbar geworden, daß auch der Schlüssel eines Anderen zu seinem Hause passe. So wurde denn unser Freund eines Abends am Stammtische hingehalten, indessen ein Auserkorener in seine Wohnung schlich. Dort schnitt er den ganzen Kerzenvorrath entzwei, daß der Lichterkranz auf den Fenstersimsen einen prächtigen Anblick bot, putzte sich dann auf, eine weiße Cravatte und weiße Weste im-

provisierend, um Deri, der inzwischen herbeigeführt worden war, mit schwungvoller Rede zu empfangen. Der aber, als er von unten den Unfug sah und bittere Reue über seine Kerzen bekam, nahm die Sache übel auf; er werde schon Ordnung machen und lief auch schnurstraks, um den Wächter zu holen. Das wirkte, um eiligen Rückzug zu schaffen, die Lichter aber brannten fort und Deri fiel es zu, seinen Grimm mit diesen auszupusten. Überhaupt war er nicht der Mann, den wir unbezahlt hätten necken mögen. Trug er auch unbeholfene Manieren und seltsame drollige Formen zur Schau, und legte er es sogar darauf an, den Eulenspiegel herauszuföhren, so stellte er in Rede und Antwort doch den ganzen Mann. Mit seinem Onkel, Jakob Burckhardt, nach dem wir auch ihn den „Cöbi“ nannten, hatte er den trockenen Witz und das Bündige seiner Sentenzen gemein, eine Gabe, den Nagel auf den Kopf zu treffen, womit er besonders im Urtheilen über Personen uns bleibende Proben gab. „Er ist die glücklichste Mischung von Geiz, Frömmigkeit und Geilheit,“ drückte er sich über einen baslerischen Landsmann aus, der mit uns verkehrte, und in Zug soll er Bild für Bild im Porträtalbum unseres Freundes Müller mit Charakterstizzen commentirt haben, die diesen ob ihrer Wahrheit verblüfften. Daneben war Deri poetisch veranlagt, es war eine Freude, mit ihm über Land zu gehen. So entsinne ich mich eines Spazierganges nach Linz, auf dem er Lied auf Lied citirte, von seines Onkels rheinischen Eindrücken erzählte und daran so anmuthige Beobachtungen knüpfte, daß mir erst recht das Bewußtsein von all dem Schönen und Guten aufging, was uns da unten beschieden war.

Ein anderer Basler, Karl Meyer, hatte sich auf Germanistik verlegt. Er ist nachmals Bibliothekar in seiner Vaterstadt geworden. Nachahmungskünste sind nicht zu Gunsten der Carriere seine Spezialität gewesen. Im übrigen war er ein treuer und guter Geselle, der in allem mit Gründlichkeit zu Werke ging und die Pedanterie bis auf die Form bewährte, in der er das Abendbrod am Stammtisch befahl.

Als „zugewandte Orte“ fanden sich zuweilen zwei Solothurner ein, der feinfühlig und liebenswürdige Theologe Probst, der schon früh (1878) als Domkaplan in Solothurn gestorben ist, und der Philologe Franz Misteli, nachmals Professor an der Universität Basel (gestorben im Oktober 1903 in Brunnen, Kt. Schwyz). Schweizer-Sidler hatte ihn als einen seiner begabtesten Schüler geachtet. Er war in dürftigen Verhältnissen aufgewachsen und hatte Mühe gehabt, die Mittel für die Fremde aufzubringen, wo er sich durch Ertheilung von Privatstunden ein bescheidenes Auskommen erwarb. Auch ich war willens gewesen, mich von ihm unterrichten zu lassen. Er sollte dem „Barbaren“ die Rudimente des Griechischen lehren. Es gerieth aber nicht, weil Misteli — zu sehr auf mein philologisches Fassungsvermögen bauend — mich derart mit Sprachvergleichenden Exkursen verwirrte, daß mir die Sache von anfang an unverdaulich und des weiteren unmöglich wurde. Ein minder Gelehrter hätte mich besser geführt.

Von studentischen Anlässen hielten wir uns ferne, weil weder die Arbeit, noch die Freiheit zum Wandern verkürzt werden sollten. Das schloß aber nicht aus, daß wir als Zeugen und wohl auch als active Theilnehmer genossen, was Zeit und Gelegenheit brachten. — Kirchliches Gepränge gab es in Köln. Zum ersten Male war ich mit Professor Landolt dort, als eben der Ausbau des Domschiffes seinen Abschluß gefunden hatte. Noch stand die Scheidewand vor dem Chore, eine riesige Fläche mit gothischen Bildern bemalt. Die Aussicht, daß sie fallen mußte, that mir leid. Fronleichnam bot den Anlaß, eine Prozession im größten Stile zu sehen. Welche Farbenpracht, was für fremdartige Erscheinungen und wie mancherlei Contraste gab es da zu schauen in dem Zuge, der sich zwischen unabsehbaren Menschenmassen durch die Gassen und über die Plätze bewegte: anmuthige Kindergruppen, mit den Gewächsen, die der Frühsommer gedeihen ließ; militärisches Geleite; der Cardinal-Erzbischof Geißel mit seinem Gefolge, ein Gefunkel, als ob der Heiligenstaat des

Domes unter die Menschenfinder gekommen wäre; Arme und Reiche, Inbrünstige und Gleichgültige, Sturrite und Würdevolle, die unter Musik und Glockengeläute, mit weihevollem Singen und verdrossenem Geplärre Zug auf Zug, Gruppe auf Gruppe, Masse auf Masse nacheinander kamen.



Noch pomphafter war die Feier am 15. Oktober des gleichen Jahres. Sie galt der Weihe des Domes mit einer Prozession, an der sich sieben Bischöfe in pontificalibus beteiligten. Bei einbrechender Nacht erstrahlte der Dom in glänzender Illumination. Der Eindruck des Inneren, wo Chor und Schiff seit dem Wegfall der Scheidewand als mächtige Einheit bestanden, ist für den, der den vorigen Zustand gesehen hatte, ein über die Maassen gewaltiger gewesen. Später ist meine Stimmung eine fühlere geworden, und zwar in dem Maasse, als der Eindruck des Strassburger Münsters von Besuch zu Besuch sich hob. Hier lauter Ebenmaass und Wärme, ein historisches Colorit im Innern und am Aussen, wo der enge Rahmen, in dem wir die Façade erblicken, die hehre Pracht ihrer Verhältnisse in verstärktem Maasse zur Geltung bringt. Im Cölner Dom ist wohl die höchste

Consequenz der Gothik erreicht, der Verticalismus ist aufs Äußerste getrieben mit einer Kühnheit der Construction, die jeden Anschein von Mühsal und Last negirt und mit einer Pracht der Durchbrechungen, die den Eindruck eines immensen, von heller Gluth durchfunkelten Gerüstes macht. Aber eben damit hängt etwas, ich möchte sagen Theoretisches zusammen, das eine concentrirte Stimmung nicht aufkommen läßt. Wie beim Anblicke moderner Riesenwerke kommt zur Bewunderung die Reflexion, die analysirt, nach dem Ausgleiche der mechanischen Kräfte forscht und den Zusammenhang der Dinge verfolgen will. Die Farblosigkeit des Steines und die Schärfe der Formen tragen dazu bei, am Äußereren zumal, das trotz der Übermacht seines kunstreichen Formgefüges und der gigantischen Wucht, mit der die Thürme zum Himmel streben, etwas Modellmäßiges hat und den ahnungsvollen Zauber des Domes mit dem Domkrahnen nicht vergessen läßt.

Schauspiele anderer Art boten die Exercitien der Königs Husaren. Ihr Tummelplatz war der „Sand“, eine Ebene, die unweit Bonn an der Cölner Linie liegt. Zweimal nahm hier König Wilhelm die Parade ab. Mit dem Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum wurde das Erscheinen des hohen Regimentsinhabers begrüßt. Dann folgten Evolutionen, das Ausschwärmen der Tirailleure, ihre Sammlung, das „Marsch= Marsch“ zur Attaque, die den Unteroffizieren die Gelegenheit zu kühnen Reiterstücken gab, und schließlich der Galopp in Zügen, die prächtig ausgerichtet die Hindernisse nahmen. Nur Einer kniff jedesmal aus, der beliebte Zahlmeister, der sich dafür einer herkömmlichen Popularität erfreute. War das Manöver zu Ende und hatte der Abmarsch begonnen, so qualmte der Rauch von Tabakspfeifen und Cigarren der ganzen Colonne entlang. König Wilhelm ist damals noch nicht der gefeierte Landesvater gewesen; den Rheinländern lag etwas wie Abneigung gegen die Preußen im Blut. „Er ist zu den Preußen gegangen,“ sagte man von dem Angehörigen, der unter die Waffen getreten war.

Die Stimmung der Conflitszeit kam dazu, so daß, wie viele den königlichen Auftritt über den Marktplatz sahen, kein Hochruf ertönte und selbst unter den Vordersten nicht alle Häupter sich entblöfzten.

Wieder auf dem „Sand“ haben die Paukereien gespielt, so unbehelligt, daß höchstens einmal im Jahre, und auch dann nicht unerwartet, ein Vorstoß der Ordnungsorgane erfolgte. Sonst kam das Treiben einem Volksfestchen gleich. Es fanden sich stets Neugierige aus den akademischen Kreisen und noch zahlreicher jene zweifelhaften Existenzen ein, denen Zeit und Raum ein freies Guthaben sind. Hödlerinnen hatten ihre Stände aufgeschlagen, und wenn die Mannschaften exercirten, kam auch wohl der eine und andere Feldwebel herzu, der sehen wollte, wie seine Einjährigen unter dem Zeichen des Rappieres sich benahmen. Es war aber — abgesehen von den Gängen, die mit abgetretenen Secundanten gefochten wurden — ein kindisches Spiel. Wie fuchtelnde Heuschrecken sahen die Füchse aus, mit den spitz vorspringenden Paukbrillen und einem Ungethüm von Mütze, die zwischen sich und der hohen Cravatte nur zwei nackte Bäcklein sehen ließ; mit Lederpolstern, die Arm und Oberkörper, und einem faustdicken Handschuh, der die Rechte schützte. Als Knabe hatte ich Challande's ausgestopfte Thiergruppen gesehen, darunter eine Fuchsmensur. Dieses Bild stieg vor mir auf, als nach der Abfuhr die Rätherei begann. Zu frischem Blick und entschlossener Beweglichkeit mag diese Übung wohl frommen, aber ein Schauspiel, welches das Auge erfreut und eine Ahnung von künftigen Thaten erweckt, ist sie wahrhaftig nicht.

Im Garten hinter Kley's Hotel, wo sich die schönste Aussicht über den Rhein und nach dem Siebengebirge öffnet, pflegten wir den Mittagskaffee zu trinken. Hier nun brachte Balter einmal die Bitte vor, daß Gerold ihn doch ein wenig in Geschichte prüfen möge, weil er noch selbigen Tages ins Examen müsse. Die Probe fiel beängstigend aus und Gerold schüttelte

sein gelehrtes Haupt, als jener sich durch die Büsche verzog. Es ging aber doch, trotz der Lücken, auf welche die Frage nach der Reihenfolge der preußischen Monarchen stieß. Balter hatte umso besser auf dem eigensten Gebiete bestanden und Troschel als Hauptexaminator ihm damit geholfen, daß er Sybels Bedenken mit dem launigen Hinweis zerstreute: „und wir wissen ja, daß Candidat ein Schweizer ist und was soll der sich um die preußischen Monarchen kümmern.“

In der Aula — von welcher Springer meinte, daß Bonn sich darauf berufen könne, in ihren Bildern wenigstens das Scheußlichste zu besitzen — fand die feierliche Promotion unseres Freundes statt. Ich entsinne mich nicht mehr, was alles dazu gehörte; in der Hauptsache lief es auf eine Komödie hinaus. In jedem Falle galt das von dem Dispute, der sich an die Thesen knüpfte. Da weder Balter noch seine Opponenten Lateiner waren, hatten sie bis aufs Stichwort ihre Rollen einstudirt und auch die Eventualität ins Auge gefaßt, daß etwa Einer aus der Corona sich erheben möchte. Auf diesen Fall stand eine elegante Phrase bereit, etwa so: die Zeit sei kurz und die Geduld der Zuhörer erschöpft. Sollte aber doch auf Fortsetzung der interessanten Diskussion gedrungen werden, so möge dieß heute Abend bei „Wittwe Kuland“ (in unserer Stammkneipe) geschehen, allwo der ehrenwerthe Herr Opponent beim Doctor-schmause willkommen sei. Den Beschluß machte der Schwur über den Pedellensceptern. Diese waren mit einem Kreuzlein besetzt, das, wie verlautete, entfernt werden mußte, wenn ein Jude promovirte. Im Barett und Talar, die je nach den Facultäten ihre besondere Farbe hatten, traten die Professoren auf; die gleiche Auszeichnung kam dem Promovenden zu, wobei das Barett, weil es gleich dem Mantel für alle Doctoranden diente, nach einem Mittelmaaß geschnitten war. Das aber wollte zu dem Balter'schen Kopf durchaus nicht passen, es saß wie ein Nähfissen auf der Lockenfülle, und als erst der Moment des Küßens kam — accipe osculum lautete die Formel, die der

Dekan an den Doctoranden richtete — da bekamen wir eine köstliche Scene zu sehen: ein Vorbeugen mit ängstlichem Balanciren des viel zu kleinen Polsters, ein Spiken des Mundes mit unwillkürlichem Verziehen, wie es bei gezwungener Situation entsteht, endlich aber doch — es tönte ein Schnalzen, das nur von Balter rühren konnte, und der Doctor war jetzt wirklich gemacht.

Auf die Freuden des Cölner Carnevals hat keiner unserer Commilitonen verzichtet. Ihre übliche Ausstattung auf diesen Anlaß bestand aus schwarzer Zipfelmütze und blauer Blouse; die Distinction des Standes hoben tadellose Chauffüre und Glacehandschuhe heraus. Im Gänsemarsche tanzten und schlüpfen diese Blauen durch die bunte Menge, hänselnd und singend, geneckt und jedem Schabernack die muntere Spitze bietend. Nur wehe dem Cylinderhut, der sich in dieses Treiben verirrt, er wurde „eingetrieben“, und zwar je gründlicher — je stolzer und eleganter er gefessen hatte. Die Festlust war eine Macht, vor der sich kein saures Gesicht auf die Straße wagte, denn sie war eine allgemeine, und weil zu der hereditären Übung die Beweglichkeit und Liebenswürdigkeit des Rheinländers kamen, spielte sich alles mit harmloser Freude und natürlicher Grazie ab. Es war auch erlaubt, wo ein Kranz von Schönen sich zeigte, ihr ohne Umstände die Huldigung darzubringen. Man trat in die Häuser ein, stieg Treppe um Treppe hinauf und war sicher, einen funkelnden Willkomm zu finden.

Das alles hat mir Gerold erzählt, dem es vergönnt gewesen war, einen Carnevalstag bis auf die Neige zu kosten. Ich durfte statt dessen das Zimmer hüten und mußte mich damit bescheiden, einen Ausschnitt des Cölner Treibens auf dem Bonner Marktplatz zu betrachten. Altem Brauche gemäß hatten die Studenten daselbst ein Zelt aufgeschlagen, vor welchem Wache gehalten und auf vorübergehende Professoren gefahndet wurde. Lief nun ein solcher ins Garn, so wurde er ins Zelt excortirt und hier so lange tractirt, bis er einen Gutschein aus-

gestellt und dieser das Lösegeld, eine Batterie von Flaschen, eingetragen hatte. Schaarenweise zogen die Masken auf und ab, ein Getriebe, das immer wieder ans Fenster lockte und damals auch einen historischen Anstrich besaß. Es war die Zeit, da eben die Kämpfe um Schleswig-Holstein begonnen hatten und aller Augen auf den Augustenburger gerichtet waren. Ihn samt seinen Freiwilligen, die mit jeglichem Mummenschanz zu Felde zogen, führten die Masken vor, und so unaufhörlich tönte das „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ aus allen Gassen und Winkeln hervor und wogten seine Melodien mit Musik und Sang zusammen, daß ich sie nachher noch tagelang zu hören glaubte.

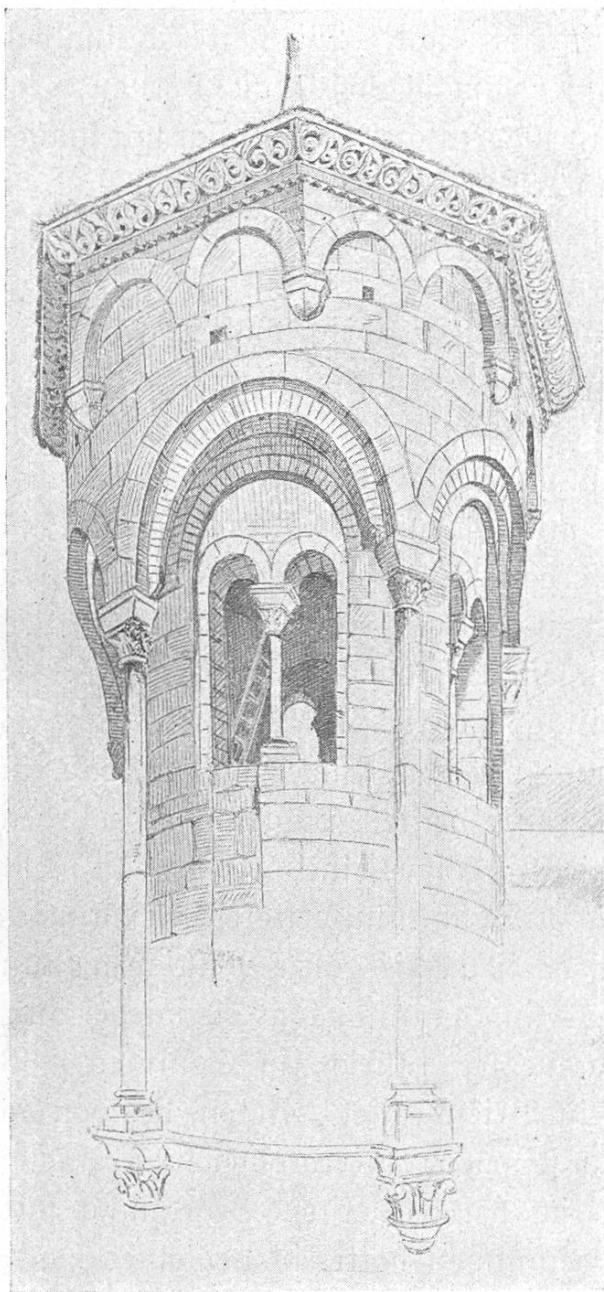
Damals, wie gesagt, war ich Hausarrestant gewesen. Es hatte mich kurz vorher ein Schmerz in der Hüfte geängstigt, in Erinnerung an die Krisis, die im Knabenalter überstanden worden war. Ein angehender Mediciner, dem ich meine Besorgnis äußerte, wollte mit keinem Rathe heraus, er meinte, daß es besser sei, mich gleich an Busch zu wenden. Dieser vorzügliche Mediciner, der nachmals die Kaiserin Augusta behandelt hat, ein Mann voller Herzensgüte und Bonhomie, gab mir den Trost, daß nichts von dem alten Uebel zu befürchten, wohl aber eine erkledliche Gicht vorhanden sei. „Donnerwetter, Sie Südländer, — schloß er die erste Audienz — wenn Sie so fortfahren, so geben Sie einen jährlichen Candidaten für Wildbad oder Teplitz ab.“ Ich hatte mit Gerold eine Reise durch Westphalen und Niedersachsen geplant, nun hieß es nach Wiesbaden gehen und bis zum vorläufigen Austrage Jod und Ruhe brauchen. Ich war gut versorgt, denn Frau Dernen, meine Wirthin, bot alles auf, um mir die Clausur zu versüßen, was freilich in nur zu buchstäblichem Sinne geschah. Man höre, welches das erste Mittagsmenü war: Chocolatensuppe mit gesottenem Rindfleisch, das kalt und mit einem Syrup übergossen war; darauf Kalbscoteletten, gezuckert, und Spinat mit Zimmt darauf, und zu alledem noch eine süße Platte. Gerold hatte mitgespeist und

seine Gesellschaft auch für weiters zugesagt. „Nun dauerst Du mich doppelt — fügte er nach der Mahlzeit aus — aber nimm mirs nicht übel, wenn ich Dich nunmehr Deinem Schicksal überlasse, denn solche Kost vertrage ich nicht.“ Wie hätte ich ihm das verargen können! Schlimmer kam ich bei Frau Dernen weg, als ich ihr erklärte, daß mein süddeutscher Magen sich mit solcher Aufwart unmöglich befreunden könne. Da sie was Wunders geleistet zu haben meinte, setzte es eine Verstimmung ab, die ich noch etliche Tage zu verspüren hatte.

Gerold ist übrigens der treueste Gesellschafter geblieben, unermülich mich unterhaltend oder mit Vorlesungen zu zerstreuen. Ich blieb auf dem Laufenden aus den Hörsälen; er brachte unsere Freunde heim und wußte so gut aus seinem Hauschatze zu dociren, daß er mit solchen Belehrungen sogar ein medicinisches Practicum verband. Indem er sich vorbehalten hatte, die Jodapplicationen zu besorgen, fing er damit an, den Plan einer Festung zu malen, um die sich immer enger die Approchen zogen, alles mit geschichtlichen Erläuterungen, bis endlich Sturm und Einnahme mit dem Bilde schlossen, daß ein compacter Kleds die ganze Hüfte deckte. So gründlich wurden diese Demonstrationen betrieben, daß es eines Tages nicht mehr auszuhalten war. Ich ging zu Busch, um weitere Verhaltensmaßregeln zu holen. „Na, da ist ja die ganze Pelle weg, nun setzen Sie ein paar Tage aus und dann fangen Sie wieder an.“

Kurz vor Gerolds Abreise von Zürich im Sommer 1863 war ich mit seiner Mutter in Briefwechsel getreten, der von da an bis zu meiner Heimkehr seinen ununterbrochenen Fortgang nahm. Der Eindruck, den ich bei der ersten Begegnung mit dieser vortrefflichen Frau bekommen hatte, ist der eines hausbackenen, fast nüchternen Wesens und einer Zurückhaltung gewesen, die ich nicht bloß aus angeborener Passivität erklären zu sollen glaubte. Es gingen ihr auch die äußeren Reize ab, die Grazie und die Beweglichkeit geselliger Formen. Sie war von untersehter Gestalt, mit bräunlicher Gesichtsfarbe und

dunklen Haaren; Mund und Nase waren fast etwas derb gebaut. Aber wer in ihre klugen, munteren und milden Augen



blickte und während der Rede ihr durchgeistigtes Lächeln sah, der mußte sich diesem Wesen gefangen geben, in dem sich ein gleiches Maaß von Wohlwollen und Weisheit paarte. So ging auch ihre scheinbare Nüchternheit weit mehr aus dem Mangel an äußerer Beweglichkeit hervor, als daß sie Überlegenheit oder bewußte Zurückhaltung bestimmt haben würden. Ihr ganzes Wesen ist ein innerliches und ihre Ruhe die Grundlage einer Treue gewesen, die sie denen, die einmal ihre Zuneigung gefunden hatten, unverbrüchlich bewahrte. Davon legen auch die Briefe Zeugnis ab, die sie mit folgendem Gruß eröffnete: „Lassen Sie

mich, mein lieber Sohn, Gerolds Brief noch einige Worte beifügen und Ihnen sagen, wie sehr die Aussicht, ihn mit Ihnen in Bonn vereinigt zu wissen, mir die Trennung von Gerold erleichtert. Er ist eben ein Glückskind, dem sich die

Wege von selbst bahnen und darum ist es mir Beruhigung, ihm einen Freund zur Seite zu wissen, wenn einmal das Schicksal ihn rauher anfassen wird. Es ist ein guter Gedanke von Ihnen, der mich herzlich lächeln machte, in Gerold Ihre junge Hausfrau zu erwarten, denn so wenig ich im Hinblick auf Sie beide den Spruch des großen Luther anwenden möchte, als er seinem Söhnchen einen Lebkuchen schenkte: „Kein ander Frau soll er han — als die er selber essen kan!“ so halte ich doch dafür, mein Gerold möge für jetzt die passendste Verbindung für Sie sein, und diese Freundschafts-Ehe die beste Vorbereitung für spätere, Gott gebe glückliche Verhältnisse. Ein solches Miteinanderleben fordert doch manche Entsagung, bringt manche Übung im Ertragen der Schwächen des Genossen, lehrt manche Rücksicht nehmen. Ich wollte, es wäre mir einmal vergönnt, einen Blick in diesen Haushalt zu werfen; aber fürchten Sie nichts, die Alte (?) weiß wohl, daß die Frau Mütter eine höchst unwillkommene Erscheinung auf Universitäten sind, und ich hoffe, meine beiden Söhne einmal an drittem Ort in Deutschland zu sehen und mich von ferne ihrer vernachlässigten Garderobe annehmen zu können. Sie sehen, lieber Rudolf, Sie können mir nicht entfliehen, wen mein Herz einmal mütterlich umfaßt hat, den läßt es nicht mehr frei, und so müssen Sie, als erste Probe davon, diesen Brief voll Gefühle lesen, einen Brief, wie Gerold mir untersagt hat zu schreiben, denn der will nur Thatsachen haben. Ich glaube aber, er hat mir alles vorweggenommen; später werde ich meine Sache besser machen. 1c. 1c. Ihre E. Meyer v. Anonau. 5. Juli 1863.“ Und ein andermal zum 10. April des folgenden Jahres, nachdem sie mich gemahnt hatte, die ärztlichen Rathschläge gewissenhaft zu beherzigen: „da kommt wieder die predigende ‚Alte‘, aber Sie müßens mir zugute halten, ich betrachte Sie nun einmal als meinen zweiten Sohn, denn, wenn Ihr neuer Freund Balter sagte, daß früh verwaiste Kinder sich einer besonderen Gunst des Schicksals zu erfreuen haben, so ist dies wenigstens insoweit wahr, daß solche

Kleinen einen Freibrief an alle ächten Frauenherzen haben. Sie sind freilich nun der Mutterpflege entwachsen, aber wo Sie den Rath und die theilnehmende Liebe einer Mutter bedürfen, da hoffe ich, wenden Sie sich zutrauensvoll an mich.“

Die Mittheilungen und Betrachtungen in ihren Briefen waren vielseitigster Art. Sie erzählten die Tagesereignisse, wobei es nicht an resignirten Vergleichen zwischen der Vergangenheit und den Zeichen fehlte, die schon damals das Werden eines neuen Zürichs verkündigten. Gewissenhaft mit Beobachtungen, die ebensosehr ihre fluge Einsicht bewiesen — wie sie von der liebevollen Sorge und Hingebung für das Wohl der Ihrigen zeugten, wurde die Familienchronik geführt, wobei ich nur Etwas vermischte, ein Wörtlein von einer gewissen Anverwandten, zu der mein Zug der stärkste war.

In allem — und wie wäre das anders denkbar gewesen — nahmen Gerold und unsere Freundschaft die Mitte ein. Wie schwer der Mutter die Trennung von dem einzigen Sohne geworden war, nie wurde von ihrer Vereinsamung laut. Sie freute sich im Gegentheil über alles, was ihr von seinen Freuden und Plänen zur Kenntniss kam. „Unser eifriger Reisender — schrieb sie am 10. April 1864 — „macht also gegenwärtig die lehrreichste und schönste Reise seines Lebens. Dieß ist freilich bei ihm stets der Fall; der gegenwärtige Genuß scheint ihm immer der beste ... Manches weise Haupt wiegt sich bedenklich, daß Gerold sich und ich ihm dieß viele Reisen gestatte, aber wie Sie beide diese einrichten und benutzen, betrachte ich als einen Theil der Ausbildung für den künftigen Beruf. Das Philisterleben scheint dann freilich nachher trocken und langweilig, denn einmal muß solches Wandern doch aufhören, aber das Berufs- und später das häusliche Leben bieten dann doch auch manchen jetzt noch ungeahnten Genuß, und wie freue ich mich zum voraus auf die Erzählungen der vielgelehrten und weitgereisten Herren Doctoren.“ In gleicher Weise gab sich ihr Interesse an meinen Studien kund, in Mittheilungen über Vorträge und in der Er-

munterung, mit der sie meine Sorgen um den Erfolg der Arbeit zerstreute. Wie eine Mutter mahnte sie, daß darin Maaf, und, als ich genesen war, eine Art des Reisens beobachtet werde, das mich vor Überanstrengung und vor Schaden sicher stellte. Ein andermal schrieb sie: „Sie schreiben: ich besitze Ehrgeiz, viel Ehrgeiz! Meinem Geschlechte, wenn es seine Aufgabe wirklich erfüllen soll, liegt diese Eigenschaft ferne; daß sie Euch jungen Männern ein mächtiger Sporn auf Euerem Wege ist, kann ich dagegen recht wohl begreifen. Da möchte ich aber Jedem zurufen: Achte auf die Zusammensetzung des Wortes in unserer lieben Muttersprache; so nöthig für die innere Zufriedenheit der Besitz der Ehre ist, so verwerflich ist der Geiz.“ Kam auf einen Vortrag die Rede, der im Rathhaus besonders gefallen hatte, so malte sie aus, wie sie ihren Sohn oder seinen Freund auf dem Katheder-tisch sich denke, und später, als ihr meines Bleibens in der Fremde doch zu lang zu werden schien und sie wohl auch der Gedanke ans Ziellose beschlich, flocht sich mild, aber deutlich der wiederholte Hinweis auf die Wohlthat äußeren Zwanges und die Genugtuung ein, die das Wirken in festem Berufe gewährt. Der einzige Widerstreit, der sich ab und zu zwischen Gerold und mir erhob, ist politischer Natur gewesen und kam aus der Anschauung hervor, die wir gegensätzlich über das Verhältniß Osterreichs und Preußens zum deutschen Bunde vertraten. Es muß denn auch etwas wie ein Schatten auf unsere Briefe gefallen sein, deren einer der folgenden Mahnung meiner mütterlichen Freundin rief (21. Juli 1866): „Und nun noch eine dringende Bitte. Verlassen Sie sobald als möglich das ungesunde Berlin. Der Verbindung gewisser Farben und ihrer Träger entgehen Sie ja bald nirgends und in das Unvermeidliche fügt sich ein kluger Mann. Ich kann mich ganz gut in Ihr Gefühl hineindenken, wie ich durch Gerold Ihre Anschauungsweise kenne, und möchte Euch beiden nur zurufen: nehmts beide von Euern verschiedenen Standpunkten so kaltblütig als es Euch

möglich ist. Daß Ihr im Briefwechsel wie auch im Gespräche Dame Politik ignorirt, kann ich nur billigen, aber dieses Frauenzimmer ist ein schadenfroher Dämon, der gar zu gerne bereit ist, Freunde zu trennen. Macht ihr diese Freude nicht; ich habe Gerold vor allzugroßer Einseitigkeit gewarnt, ich bitte Sie um Mäßigung. Es gibt so manches Gebiet, wo die Politik ausgeschlossen ist, obgleich sie sich jetzt in viele Verhältnisse drängt und sich gebieterisch Gehör erzwingt. Meine Ansichten sind freilich sehr beschränkt, ich möchte sagen mehr instinktmäßig; aber ich würde und werde als Frau zwischen Euch stehen und meine politischen Gefühle lösen sich schließlich in warmes, inniges Mitleid auf, mit den vielen tausend Opfern der unseligen Zeit.“ Indessen wir hatten uns auch so wieder gefunden durch den klugen Beschluß, der forthin die deutsche Politik aus unseren Gesprächen verbannte.

Noch zwei Empfehlungen hatte ich außer der an Landolt bekommen, die eine an den Hofmaler und Professor Hohe, der den Zeichnungsunterricht an der Universität ertheilte. Lübke hatte sie mir gegeben und damit die Gelegenheit zu mancherlei Aufschlüssen verschafft, die ich anders so leicht nicht bekommen haben würde. Hohe hatte die Wandgemälde in den Kirchen von Schwarz-Rheindorf und Brauweiler restaurirt und Copien nach anderen für das Berliner Kupferstichkabinet geliefert. Er war im ganzen Rheinlande zu Hause und besaß eine große Sammlung von Zeichnungen, die ich nach Belieben benutzen durfte. Noch näher stand ich zu seinem Sohne, der für seinen Vater den Unterricht versah, im Zeichnungszaale, wie es hieß, tatsächlich aber in einem Loch, das neben den Ställen für die Opfer des physiologischen Laboratoriums lag. Dort unter dem Gebell und Geheul der armen Thiere wurde an Winterabenden Act gezeichnet. Ich nahm an diesen Übungen theil, bei denen ein ausgedienter Kürassier als Modell fungirte. Im Frühling und Sommer wurde im Freien gezeichnet, wobei sich der junge Hohe als charmanter Gesellschafter erwies. Gern ließ er von

seinen militärischen Erlebnissen hören. Er hatte bei der Garde in Berlin gestanden und als bildhübscher Kerl zu der Elite gehört, die zur Krönung Wilhelms I. nach Königsberg commandirt worden war. Unter den Wachtstubengeschichtchen hat eines von Wrangel gehandelt, vor dessen Haus ein Kamerad als Posten stand. Gegen Mitternacht kam der Alte heim, wobei er nach seiner Art die Wache haranguirte, er werde ihr was runterbringen. Es ging nicht lange, so kam er zurück mit einer Soldatenmütze, die er dem Mann mit den Worten überreichte: „Hier mein Sohn, die habe ich getragen, als ich auch noch auf Posten stand.“ Die Freude des also Beschenkten läßt sich denken. Er hatte in der bitterkalten Winternacht einen wärmenden Tröster erwartet und sah statt dessen die Koppel mit einer arangierten weißen Mütze behängt. Damit kam er nach der Ablösung in die Wachtstube zurück. „Det hat mir der olle Wrangel jegeben.“ Sprachs und schmiß den schäbigen Teller durch den Qualm, daß er klatschend von der Wand zu Boden fiel.

Durch Einen von der Hohe'schen Sippe war ich mit dem Honorar-Professor Ernst aus'm Weerth bekannt geworden, der in Kessenich einen freundlichen Landsitz hatte. Ich weiß nicht recht, woran es lag, daß ein trauliches Verhältnis nicht aufzukommen vermochte. Daß er und Springer auf gespanntem Fuße standen, gaben Andeutungen von beiden Seiten zu verstehen und das mochte, weil ich zu meinem Lehrer hielt, schon etwelche Zurückhaltung erklären. Sie wurde außerdem bestimmt durch einen Anstrich von Überlegenheit, den aus'm Weerth sich zu geben wußte und der weniger einer wirklichen Sicherheit, als vielmehr der Neigung entsprang, sie durch ein Pointiren zu ersetzen, das manchmal mehr spitzig als geistreich war. Auf seine Verheißungen war nicht unbedingt zu bauen, doch will ich das seinem impulsiven Wesen zugute halten und für alles dankbar sein, was die unbeschränkte Gastfreundschaft des Hauses bot.

An Otto Jahn hatte mich Ferdinand Keller empfohlen. Eine freundliche Förmlichkeit war der Eindruck, den ich bei der Vorstellung empfing. Jahn erlaubte mir an seinen archäologischen Übungen theilzunehmen. Es erwies sich aber bald, daß sie Voraussetzungen stellten, die mir auch in passiver Stellung zur Klippe wurden. Noch bevor das Semester zu Ende war, zog ich mich mit dem Bewußtsein zurück, daß hier ein Rath von Göttern tage, denen meine Anwesenheit so wenig als mir selber fruchte.

Es hatte sich ohnehin der Mann gefunden, der alles erfüllte, was ich von der Persönlichkeit des Lehrers und wissenschaftlicher Führung erwarten durfte, Anton Springer, der mich in der Folge ganz an seine Richtung knüpfte. Es gab damals nur zweie, die sich als Kunsthistoriker bekannnten: ein Westfale Jos. Bern. Nordhoff und ich. Jener, der jetzt als Professor an der Akademie zu Münster wirkt, war schon früher nach Bonn gekommen. Er hatte eine Dissertation „über den Löwen in der Kunstgeschichte“ geschrieben, die aber nicht den Wünschen Springers entsprach und deshalb zu einer baldigen und, wie mir scheinen wollte, gründlichen Entfremdung führte.

Springer nahm mich von Stund an mit warmer Zuneigung auf. Was die Wissenschaft gezeitigt hatte, machte er mir bekannt; nie ging ich ohne Bücher von ihm weg, und da uns der gleiche „Stiefelfux“ bediente, schickte er mir durch diesen die großen Kaliber ins Haus. Daß ich zeichnete und Vorliebe für das Studium der Architektur besaß, trug mir sein besonderes Interesse ein, weil er beides für Grundlagen hielt, auf die das Studium der Kunstgeschichte sich am sichersten baue. Nur das Solide wollte er anerkennen, alles Gemachte und alles Salbadern war ihm zuwider. „Nur nicht geistreich sein wollen,“ mahnte er; „man kann es ja wohl einmal sein, aber das muß sich von selber geben.“ Auf Aesthetik und was damit zusammenhing, gab er nicht viel, „es nennen sich solche Aesthetiker, die nicht einmal ein Kapital von einer Basis zu unterscheiden wissen.“ Als ich über jeglichen

Mangel an philosophischer Schulung klagte und Springer einmal frug, ob nicht doch der Besuch einer solchen Vorlesung sich empfehlen möchte? Klopfte er mir lächelnd auf die Schulter und seufzte: „Ach Gott, mein Lieber, da können Sie Ihre Zeit doch besser brauchen, wenn Sie wandern und zeichnen und gründlich beschreiben lernen.“ Auf letzteres wies er mich immer wieder hin und für Excursionen hatte er unerschöpflichen Rath. Daneben unterließ er es nie, den Blick auf das Ziel zu lenken, das für die künftige Laufbahn gewiesen war. Er duldete nicht, daß ich mich ins allzuweite verlor; umso gründlicher und gewissenhafter wollte er dafür das behandelt wissen, was im Bereiche des einmal Vorgezeichneten lag. Das *respice finem* sollte der alles beherrschende Grundsatz sein.

Für diese Lehren habe ich ihm zeitlebens gedankt und er wußte sie aus einem Schatze zu spenden, über den er dem Schüler eine unbedingte Vollmacht gab. Wann ich in seine Studierstube kam und mochte er noch so beschäftigt sein, war ich der Anregung in liebenswürdigster Geselligkeit gewiß. Er wies seine *Collectaneen* vor und theilte mir Briefe und andere Manuscripte mit, die er von Fachgenossen bekommen hatte. Auf seinen Rath hatte ich schon im zweiten Semester die Vorarbeiten für die Doctor-Dissertation begonnen. „Die byzantinische Frage“, mit der auch er sich eingehend beschäftigte, hatte ihn zu diesem Vorschlage bestimmt, der bewies, wie gut er meine Anlagen und Neigungen verstund. Im übrigen, wie streng er das Maaß der Aufgabe begrenzte, er war durchaus nicht der Mann, der mich von der Umschau im Weiten abgehalten hätte. Er wies mich auf unausgesehete Lektüre an, empfahl besonders die der Fachzeitschriften und Recensionen, damit ich auf dem Laufenden über das Neueste der Wissenschaft bliebe. Er wollte, daß auch die moderne Kunst nicht unbeachtet sei und sah es gerne, daß ich regelmäßig die geschichtlichen Vorlesungen von Sybels, Kampfschultes und von Noordens besuchte.

Neben diesem persönlichen Verkehr gingen die Übungen

einher, die Springer mit einer kleinen Gruppe von Schülern hielt. Meyer von Anonau, Deri und der Berliner Gurlitt gehörten dazu. Eine Fülle von Anregungen wußte er an die Vorträge zu knüpfen, zu denen sich jeweilig einer der Theilnehmer verpflichtet hatte. Es war eine Lust, ihn aus sich herausgehen zu sehen, wenn die Gelegenheit zum Eingreifen in die Diskussion sich bot. Mit mildem, aber bestimmtem Vorwurfe über Versäumtes und einer Art der Zustimmung, die ebenso ermunternd wie befruchtend durch den Hinweis auf neue Perspektiven und seine persönliche Anschauung der Dinge wirkte.

Wahre Begeisterung riefen seine Vorlesungen wach. Wie sein Leben eine Verkettung bewegter Schicksale war, die nach allen Richtungen geistiger Thätigkeit ihre Forderungen stellten, so spielte die Universalität auch in das akademische Wirken hinüber. Er hatte mit Jakob Burckhardt etwas gemein, den Zug zur Culturgeschichte, auf die er die kunsthistorische Darstellung baute; die Bestimmtheit des Urtheils, das er gerne in bündige Sentenzen faßte und die impulsive Eleganz des Ausdrucks, die ihm in Schrift und Rede zur Verfügung stand. Zum Redner war er von der Natur bestimmt. Es trafen Feuer, die äußere Erscheinung und fesselnde Klarheit der Entwicklung zusammen. Ein kränkliches Wesen, aber auch die zehrende Kraft des geistigen Ringens gaben sich in der Blässe des Antlitzes kund. Die großen Augen stachen schwarz und funkelnd hervor; sie verriethen die innere Gluth und gaben dem markanten Kopf mit dem schwarzen Schnurrbart und der lang zurückgeworfenen Mähne einen fremdartigen Zug. Gemessen stieg Springer zum Katheder hinauf, ließ wie in traumhafter Versunkenheit den Blick ins Leere schweifen, wobei die Rechte mechanisch über Stirn und Scheitel glitt. „Mane Härrn“ — das tschechische Klang hier unverkennbar durch — kam es gepreßt hervor und ebenso trocken, fast unter der Stimme gesprochen, leitete ein geflügeltes Wort die Rede ein. Man hätte glauben mögen, daß er mühsam nach Kraft und Worten ringe. Aber allmählig

schwoll der Rede Kraft und Fluß, wie Verklärung kam es über das Antlitz gezogen, die Augen sprühten und vor denen des Hörers malte sich Bild auf Bild; es war ein prophetisches Reden, das eine förmliche Andachtsstimmung erweckte und solchermaßen die Zuhörer packte, daß sie nach beendigtem Vortrage oft noch in lautloser Spannung verharrten. Nie habe ich ein Collegienheft auf seinem Pulte gesehen, oft hat er sich nicht einmal eines Zeddelchens bedient. Nicht voller und farbenreicher als er es that, hätte das Wesen der Renaissance gezeichnet werden können. Es war ein gleicher Genuß, ihn von den Meistern des Cinquecento, oder den Niederländern des XVII. Jahrhunderts, über Romanisches und Gothik zu hören, oder den Entwicklungen zu folgen, die seine Herrschaft über das Gebiet der Culturgeschichte belegten. Wirklicher Vorweisung von Bildern kam ihm Schilderung gleich und wenn er die Charakteristik eines Stiles gab, so prägte sie sich bleibend dem Gedächtnisse ein, weil er stets den Kern der Sache erfaßte und ihn mit einer Kraft beleuchtete, die alles Nebenächliche oder Fragliche aus dem Rahmen der Darstellung schied. So sicher und selbstverständlich kamen uns seine Entwicklungen und Ausführungen vor, daß wir sie als Selbstgeschaffenes anzusprechen vermeinten.

Auch später hat eine warme gegenseitige Zuneigung bestanden. Über alles, was er schuf, klärten mich seine literarischen Zusendungen auf, und keine meiner Arbeiten ließ er unvermerkt, indem er sie theils mit werthvollen Winken unterstützte, theils in Recensionen oder beiläufigen Hinweisungen¹⁾ wohlwollend beurtheilte und so, weil ich keinen höheren Richter kannte, sein Bestes zur Hebung des Muthes und der Freude beitrug, mit der ich meine Studien betrieb. Daß mir, als er 1882 im engsten Kreise der Schüler das fünfundzwanzigjährige

¹⁾ Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz („Im neuen Reich“ 1873, Nr. 51). Psalterium aureum v. St. Gallen (Zeitschr. f. bild. Kunst XV, S. 349, und Utrecht-Psalter S. 223). Kunst- und Wanderstudien aus der Schweiz (Repertorium für Kunstwissenschaft VI, S. 389 u. f.).

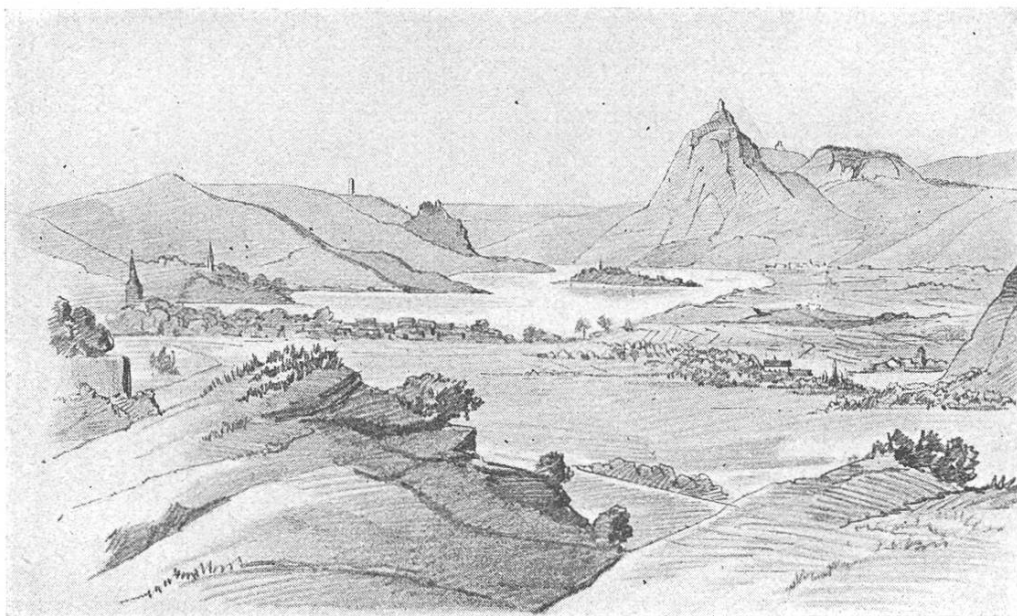
Jubiläum seiner Ernennung zum Professoren beging, die Leitung der Festschrift übertragen wurde, ist mir die höchste Genugthuung gewesen.

Im gemeinsamen Studierzimmer hatten Gerold und ich unsere besonderen Arbeitstische, beide an der Fensterseite, belegt. Auf dem meinen zur Linken gab es meistens noch Raum, während Gerolds ein Haufe von Büchern und Scripturen bedeckte. Wir hielten die Arbeitsstunden regelmäßig ein, nur wenn es auch gar so schön und Alles auf den Beinen war, hielt ichs drinnen nicht mehr aus und täuschte mich dann über die Gewissensbisse mit ein paar Skizzen hinweg. Kam ich dann Abends zurück, so war ich sicher, den Zimmergefährten noch an seinem Plaze zu finden. Mit einer Seelenruhe, um die ihn ein alter Professor hätte beneiden können, saß er zwischen zwei Thürmen, die von der Seite gesehen, nur ein Haarbüschel überragte. Er schrieb und schrieb, wie einer, der ohne Aufenthalt den Gedankenfaden weiterspinnt. Nur ab und zu lehnte er sich mit einem befriedigten Seufzer zurück; das geschah, wenn er einen Excerptenzettel zerriß, den er eben so pedantisch, wie er ihn zerrissen hatte, in den Papierkorb spedirte.

Gründlich fehlgeschlagen wäre es aber, daraus den Rückschluß auf einen Stubenhocker zu ziehen. Ganz das Gegentheil, denn hatte Gerold einmal einen Reiseplan gefaßt, da war er der Unternehmendsten und Zähesten einer. Auf den Grund der Dinge zu gehen, war er als Gelehrter gewohnt; er hielt es auch auf den Reisen und Wanderungen so. Nie trat er sie unvorbereitet an und selten auch gab er sich mit Bädeters „Touren“ zufrieden. Bald suchte er deren mehrere auf geschickte Weise zu combiniren, oder er schlug auch ganz seine eigenen Wege ein, wobei ihn die Findigkeit und ein nie wankender Unternehmungsgeist auf merkwürdige Pfade und manche verborgene Schätze führte.

1863, am 12. September, hatten wir — Gerold von Zürich und ich ebenfalls auf Umwegen von Bonn her kommend — in

Bacharach unser Wiedersehen gefeiert. Dann zogen wir zu Fuß rheinabwärts von Rast zu Rast, die, je nach der Ausbeute, oft mehrere Tage währte und den Anlaß bot, mit Consequenz die sämtlichen Seitenthäler abzusuchen. Es waren Tage des höchsten Genusses. Am schönsten kamen uns, wie auch später, die abendlichen Wanderungen vor, wenn wir einsam dem Rhein nach zogen durch eine feierliche Stille, die nur zeitweilig das Pochen eines Dampfbootes oder der Widerhall eines mit feurigen Augen heranbrausenden Bahnzuges unterbrachen. Zum magischen Spiele entfaltete sich das Schauspiel, wenn der Mond über den dunklen Bergen aufgegangen war und sein Glanz auf den majestätisch ziehenden Wogen spielte. Dann tauchte wohl unversehens aus der Biegung ein Schlepper auf mit einem Schwall von Wolken, die aus sprühendem Kamine quollen und bald vom Monde durchleuchtet, bald schwarz mit silbernen Rändern über dem Geflimmer von rothen Lichtern sich ballten.



Rolandseck und Drachensfels, 1863.

Anmerkung der Redaktion. Die Silhouette Rahns aus dem Jahre 1856 mit eigenhändiger Widmung, die wir den leider plötzlich abbrechenden „Erinnerungen“ beigeben können, war ein Geschenk des Fünfzehnjährigen an einen ihm befreundeten Mitschüler an der zürcherischen Industrieschule, Robert Alder aus Herisau (1840—1879), den er bereits von seinem Herisauer-Aufenthalt her kannte. Alder wirkte später als Industrieller und Beamter in seiner Heimat. Die Kenntnis der Silhouette verdanken wir einem seiner Söhne, Herrn Redaktor Oskar Alder in Heiden, der sie der Redaktion des Taschenbuchs in zuvorkommender Weise zur Vervielfältigung überließ, indem er zugleich die nötigen Notizen zur Verfügung stellte.

Die übrigen beigegebenen Bilder stammen wiederum aus den Skizzenbüchern und Zeichnungsmappen Rahns auf der Zürcher Zentralbibliothek. Ihre Auswahl ist erfolgt nach denselben Richtlinien wie bei denen des ersten Teils (vgl. Zürcher Taschenbuch 1919, Seite 2).